This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

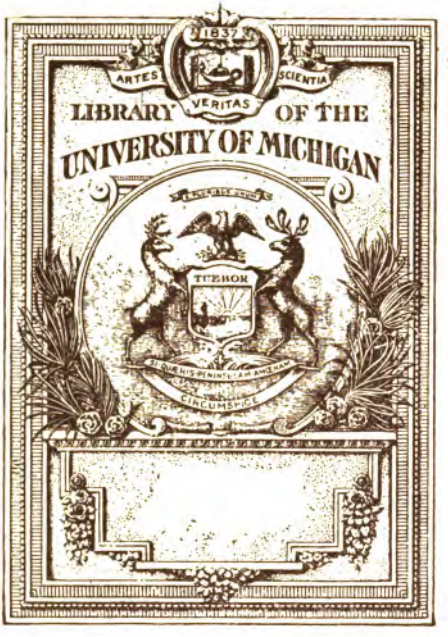
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

BL
25
.R39
SER.1
V.9

A 409165


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

BL
25
.R39
br.1
v.9

Das apostolische Zeitalter.

von Professor D.

E. v. Dobschütz-Straßburg.

1.–10. Tausend.

Gebauer-Schwetschke
Druckerei und Verlag m. b. H.
Halle a. S. 1904.

4-12-35

Einleitung.

Die Geschichte verläuft nicht ebenmäßig. Sie kennt Perioden von überragender Bedeutung, in denen die vorausgehende Entwicklung zum Abschluß kommt, Neues sich bahnbrechend durchsetzt. Solch eine Periode, zu der die folgenden Zeiten verehrungsvoll emporschauen, ist das apostolische Zeitalter. Der Name schon will besagen, daß es als das unerreichbare Ideal der christlichen Kirche zu gelten habe, da diese sich der unbedingt normativen Leitung der Apostel als der weltumspannenden Missionare grundlegenden Organisatoren und unfehlbaren Lehrautoritäten erfreuen durfte. Die neuere Forschung hat diesen Nimbus zum guten Teil zerstört. Dennoch bleibt auch für die kritische Betrachtung das apostolische Zeitalter, oder wie wir lieber sagen: das Urchristentum, eine der wichtigsten Epochen im Leben der christlichen Kirche, der nur die Reformationszeit zur Seite treten kann. Es ist die Zeit, da das Evangelium sich in seiner ersten Ursprünglichkeit auswirkt in der Welt. Es schafft sich einen Organismus, einen Leib in den christlichen Gemeinden. Aber indem es sich dazu der vorhandenen Stoffe, der Menschen mit all ihren von langeher eingewurzelten Anschauungen und Gewohnheiten bedient, geht es selbst mannigfache Verbindungen ein, die zu einer allmählichen Trübung, Verweltlichung führen. Das Resultat ist die katholische Kirche.

401618

Das grade ist das Wichtige an dem apostolischen Zeitalter, daß alles hier noch unfertig, im Werden ist, der Geist aber sich lebendig erweist wie vielleicht nie wieder. Eben diese Mischung von Enthusiasmus und keimhafter Ausbildung der für geschichtliche Entwicklung notwendigen Formen macht das Urchristentum so interessant, seine Darstellung zugleich so ungemein schwierig.

Dazu kommt der Mangel an genügenden Quellen. Es gibt eine Darstellung des apostolischen Zeitalters aus diesem selbst. Das ist das unter dem Namen „Apostelgeschichte" bekannte fünfte Buch unsers Neuen Testaments, eigentlich der zweite Teil zu dem Evangelium des Lukas, bestimmt mit diesem zusammen die Anfänge des Christentums für Leser zu erzählen, die schon christlichen Unterricht empfangen hatten, aber genaueres zu erfahren wünschten. Der gegen Ende des ersten Jahrhunderts schreibende Verfasser hat gewiß sein bestes Wissen hier niedergelegt. Aber er ist selbst abhängig von guten, jedoch unzulänglichen Einzelquellen, und er ist in seiner Auswahl, Gruppierung und Gestaltung des Stoffes bestimmt durch Gesichtspunkte seiner Zeit. So ist seine Darstellung stets nur mit vorsichtiger Kritik zu benutzen.

Die neuere Forschung ist sich einig darüber, daß als Quellen ersten Ranges die Paulusbriefe zu gelten haben[1]). Dazu haben wir gelernt auch die Evangelien für das apostolische Zeitalter auszunutzen, sofern die Herrnworte hier einerseits ganz unmittelbar normativ gewirkt haben, anderseits in der verschiedenen Fassung der Herrnworte sich Erfahrungen spiegeln, die die christlichen Gemeinden gemacht haben.

Die Quellen werden reicher, je weiter wir zeitlich vorschreiten: der späteren Zeit gehören nach der sich immer mehr verbreitenden Ansicht der neueren Kritik die ganzen sogenannten katholischen Briefe d. h. die

---

[1]) Hierüber siehe das 4. Heft der I. Reihe dieser religionsgeschichtlichen Volksbücher: Die Paulusbriefe von D. Eb. Vischer-Basel.

Briefe des Petrus, Johannes, Jakobus und Judas, auch einzelne der unter dem Namen des Paulus gehenden an. Dazu kommen die Schriften der sogenannten apostolischen Väter, die einst dem Neuen Testament eingereiht waren: die Briefe des Clemens, (sogenannten) Barnabas, Ignatius und Polykarp und der „Hirt" des Hermas. Breiter und flacher als die paulinischen Briefe, lassen diese Schriften doch in das Leben der Gemeinden oft tiefere Blicke tun. Von der späteren kirchlichen Literatur unterscheidet sie ihr naiver, untheologischer, man darf sagen unliterarischer Charakter: das ist eben urchristlich.

Am ungenügendsten ist die Überlieferung für die allerersten Anfänge. Sie liegen wie die Ursprünge alles Lebens im Verborgenen. Hier muß die Wissenschaft, wenn sie ehrlich sein will, ihr Nichtwissen eingestehen. Nur hüte man sich vor Verwechslungen: der Verzicht auf Erklärung bedeutet ebensowenig Leugnung der Tatsächlichkeit wie unbesehene Anerkennung aller späteren Vorstellungen darüber.

I. Kapitel.

Die Christenheit auf jüdischem Boden.

(Die Urgemeinde.)

Jesus war am Kreuze gestorben: als Gotteslästerer vom Hohen Rat, als Kronprätendent vom römischen Landpfleger verurteilt. Seine Jünger waren nach Galiläa entflohen. Hier aber wurden sie dessen gewiß, daß er lebe und trotz allem der von Gott Erwählte, der Messias sei, der in Herrlichkeit wiederkommen werde, das Reich aufzurichten. Wie die Jünger zu dieser Überzeugung gekommen sind, wird immer ein Geheimnis bleiben: die Offenbarungen des verklärten Herrn sind Realitäten, sowenig wir sie zu fassen vermögen. Sie beweisen sich durch die von ihnen ausgegangenen Kraftwirkungen.

Der Glaube, daß der Herr lebt, trieb die Jünger alsbald nach Jerusalem, der Stadt Davids, wo sie des Herrn Wiederkunft erwarteten. Hier schlossen sie sich mit den dortigen Anhängern zusammen, die gleiches erfahren hatten wie sie selbst: der Herr lebt, tönte es ihnen auch dort schon entgegen.

Und sie erfuhren dies Leben in einem andauernden geistigen Verkehr mit dem Herrn, der sich von Zeit zu Zeit zu besonderen Christuserscheinungen steigerte. Das Wie dieser Christuserscheinungen muß wieder eine offene Frage bleiben. Die sinnlichen Züge, die Evangelien und Apostelgeschichte ihnen leihen, sind spätere Ausmalung.

So greifbar wollte man sie haben, weil nur so die Realität gesichert erschien. Uns ist umgekehrt das Geistige, das die Vorstellung des Paulus auszeichnet, das aber auch sonst noch gelegentlich durchschimmert, ein Beweis, daß hier etwas Wirkliches erfahren wurde, wofür jener Zeit die zureichende Darstellungsform fehlte.

Jüngerer Umbildung ist auch die Auffassung zuzuschreiben, die man aus der Apostelgeschichte herausgelesen hat: als hätte dieser Verkehr nur gerade 40 Tage gewährt und dann in einer feierlichen Abschiedsszene seinen Abschluß gefunden. Für die ältere Auffassung fallen Auferstehung und Himmelfahrt durchaus zusammen. Der Herr erscheint jetzt den Seinen vom Himmel her, wie er dereinst, oder vielmehr bald, vom Himmel kommend aller Welt sich offenbaren wird.

Es währte nicht lange, so entstand unter Führung des Petrus und der Zwölf, die schon bei Jesu Lebzeiten den Stamm seiner Jüngerschar und sein ständiges Gefolge gebildet hatten, eine eigene Messiasgemeinde. Auch dieser Vorgang liegt im Dunkeln. Nach der Apostelgeschichte wäre am Pfingstfest, also 7 Wochen nach Jesu Tod, zum ersten Mal die Glossolalie, das „Zungenreden", zum Durchbruch gekommen, jene späterhin wiederholt begegnende ekstatische Erscheinung unartikulierten Redens verbunden mit konvulsivischen Zuckungen, die bei dem Fernstehenden den Eindruck der Raserei, wohl auch der Trunkenheit hervorrief; hier hätte sie als ein Beweis allgemeiner Geistesausgießung und damit des Anbruchs der messianischen Zeit nach der Weissagung des Propheten Joël (3,1 – 5) gewaltigen Eindruck gemacht und tausende der Messiasgemeinde zugeführt. Eine jüngere Auffassung, die in der Apostelgeschichte mit jener verbunden ist, stellt das Ereignis in Parallele zu der Verkündigung des Gesetzes am Sinai, die nach rabbinischer Tradition in allen Sprachen der Völker erfolgte. Als älteste Vorstellung scheint bei Paulus I Kor. 15,6 und Johannes 20,22 noch die einer Christuserscheinung durchzuschimmern. Was wirklich geschehen ist, bleibt auch hier im Dunkeln. Genug, daß es seit dem Pfingstfest in Jerusalem eine nicht unbeträchtliche Gemeinde gab, die in Jesus dem Ge-

kreuzigten den Messias anerkannte, der, von Gott auferweckt und zum Himmel entrückt, wiederkommen sollte in Herrlichkeit.

Daß eine solche Gemeinde trotz Jesu Hinrichtung entstehen konnte, begreifen wir nur, wenn wir uns klar machen, daß die in Judäa regierenden römischen Beamten prinzipiell sich in die inneren religiösen Angelegenheiten des Volkes nicht einmischten, solange diese keine politische Bedeutung erlangten, und daß sie eben durch diese Haltung auch die verschiedenen Parteien im Volke nötigten sich möglichst zu vertragen. Anstelle der etwas judenfeindlichen Politik unter Tiberius (14 – 37) war seit dem Sturze Sejans (31) wieder die hergebrachte Schonung getreten. Der Statthalter Syriens Vitellius war ein erklärter Judenfreund. Nur einmal hat in dieser Periode der Wahnwitz eines Caligula einen Eingriff versucht, der das Heiligste des Volkes, die Reinheit seines bildlosen Tempelkultus antastete. Merkwürdig und bezeichnend, daß wir von der ungeheuren Erregung über diesen nur durch den Tod des Kaisers glücklich verhinderten Versuch, sein Kolossalbildnis im Tempel aufstellen zu lassen, aus der christlichen Überlieferung nichts erfahren – nur in den apokalyptischen Phantasien vom Antichrist scheint sie hie und da nachzuklingen. Wohl hatte die Einzelsynagoge über ihre Mitglieder, der Hohe Rat über das ganze Volk disziplinare Gerichtsvollmacht; aber von einer regelrechten Verfolgung der Christgläubigen konnte nicht die Rede sein, solange die weltliche Macht nicht ihren Arm dazu lieh. Das geschah aber erst, als Judaea durch Claudius (41 – 54) wieder ein nationales Königtum bekommen hatte, unter dem frivol-bigotten Agrippa I. (41 – 44).

Dazu kommt, daß das Judentum damals Sektenbildungen verschiedenster Art kannte. Neben der politischen Partei des herrschenden Priesteradels und seiner Trabanten, den sog. Sadducäern, standen zwei mönchsordenähnliche Gebilde: die Gemeinschaft der Pharisäer, die, inmitten des Volkes stehend, das höchste Ideal gesetzlicher Frömmigkeit in sich zu verwirklichen suchten, und die der Essäer, welche einem noch mehr asketisch-weltflüchtig ge-

färbten Ideal in der Abgeschiedenheit des Ostjordanlandes nachlebten, aber doch auch im Lande hin und her klösterliche Niederlassungen hatten. Auch die einzelnen Rabbinenschulen scheinen sich innerhalb des Rahmens der synagogalen Gemeindeordnung genossenschaftlich organisiert zu haben. So konnte die Jüngerschaft Jesu erst familienhaft als eine solche Schule, dann bei ihrer stetigen Erweiterung als ein solcher Orden sich den bestehenden Gemeinschaftsbildungen ein- und angliedern, ohne besonders aufzufallen. Und dies umso mehr, je weniger sie sich von dem übrigen Israel abhob.

Es ist dies ein Punkt von besonderer Wichtigkeit. Man darf sich das Christentum in diesen ersten Anfängen nicht als die neue, dem Judentum bewußt gegenüberstehende Weltreligion denken, als die es sich später herausgestellt hat. Für diese prinzipielle Bedeutung fehlte den Jüngern in der ersten Zeit noch das Verständnis: sie sahen in ihrem Meister den Messias der Juden, der, was Gesetz und Propheten verkündigt hatten, zu herrlicher Vollendung bringen werde. Der Nachdruck fiel auf die messianischen Erwartungen; als Gewähr hatte man den wiedererwachten Geist der Propheten in der eigenen Mitte. Aber das Gesetz wurde darum nicht vernachlässigt. Die Jünger Jesu waren gesetzestreu wie nur irgend wer im jüdischen Volk. Denn pünktliche Gesetzeserfüllung erschien als Vorbedingung für das Kommen des Messias, ihres Herrn.

So sehen wir die Urgemeinde und an ihrer Spitze die Zwölf teilnehmen an den Gottesdiensten im Tempel. Sie halten die Gebetsstunden inne, sie gehen auch zu den Synagogen. Sie leben schlecht und recht als fromme Juden.

Daneben freilich hatten sie ihre eigenen Zusammenkünfte. Hier vertieften sie sich in die heiligen Schriften ihres Volkes, das Alte Testament, sie im Lichte all der neuen Erlebnisse und Erfahrungen lesend, daraus zugleich neues Licht gewinnend über das viele, das ihnen am Leben und Sterben ihres Meisters noch rätselhaft war. Dessen Worte und Taten brachten sie sich gegenseitig in Erinnerung und bestärkten sich dann in gläubiger Hin-

gabe an ihn und zuversichtlicher Hoffnung auf ihn bei gemeinsamem Mahle, indem sie na chseiner Art das Brot brachen und den Becher umhergehen ließen. Den Geist der Gebete, wie sie in diesen Versammlungen laut wurden, mögen wir aus dem Apostelgeschichte 4, 24–30 mitgeteilten entnehmen (dessen Wortlaut natürlich erst von dem Schriftsteller herrührt). Die Begeisterung mag sich manchmal in Form glossolalischer Rede Luft gemacht haben. Hier war auch der Ort für die Ansprachen der neuen Propheten. Diese enthusiastischen Erscheinungen, auf die man damals großen Wert legte als auf Beweise göttlicher Inspiration und Legitimation, sind übrigens garnichts dem Urchristentum besonders eigenes; sie gehören zu den Begleiterscheinungen der Religion, die von Zeit zu Zeit auftauchen und grade in damaliger Zeit im Juden- wie im Heidentum verbreitet waren. Das Charakteristische des Christentums liegt anderswo: in seinem Glauben und Leben.

Es ist schwer sich ein klares Bild von dem Leben dieser ersten Gemeinde zu machen, da die Apostelgeschichte uns in dieser Beziehung im Stiche läßt. Eins nur ist klar: es war doch nicht nur, was es schien, Judentum mit einem starken Zusatz messianischer Erwartung. Den Leuten selbst vielleicht unbewußt erwies sich das Neue, das Jesus gebracht hatte, in einer ganz veränderten Grundstimmung. Jesus hatte den starren monotheistischen Gottesglauben zu lebendigem Gottvertrauen umgewandelt. Anstelle der bisherigen Gesetzlichkeit mit ihrer pharisäischen Selbstzufriedenheit und Lohnsucht und deren Gegenstück, der Ängstlichkeit und scheuen Furcht, war ein freudiger Geist der Gotteskindschaft getreten. Das Gesetz wurde beobachtet, aber in Freiheit, mit der Verinnerlichung und Vergeistigung, die Jesu Handhabung und Auslegung des Gesetzes ganz von selbst nach sich zog. Alles was an der Religion des damaligen Judentums lebendig und wertvoll war, war hier mächtig, aber es hatte sich dem einen großen Grundgedanken vom Reiche Gottes untergeordnet.

So war es altes echtes Judentum, das doch latent die Keime eines Neuen in sich trug.

Die neue Gemeinde war ein Bruderbund: wie die Glieder sich kurzweg als „die Jünger“ bezeichneten, ebenso auch als „die Brüder“. Liebe, innige Gemeinschaft hielt sie umschlungen. Es ist gewiß richtig, wenn die Apostelgeschichte sagt: sie hielten alle Dinge gemein (2, 44); keiner sagte von seinen Gütern, daß sie sein wären, sondern es war ihnen alles gemein (4, 32). Nur muß man sich hüten, dies im Sinne eines durchgeführten Kommunismus zu verstehen, wie es vielleicht schon der Verfasser der Apostelgeschichte getan hat. Er wußte von zwei Beispielen, daß einzelne zum Besten der Gemeinde ihre Güter verkauft hatten: so der Levit Barnabas, dessen heroische Aufopferung soviel Bewunderung fand, daß auch Ananias und Sapphira gleiches Lob ernten wollten; daher verkauften sie ihre Güter, ohne sich jedoch von der ganzen Kaufsumme trennen zu können — der Betrug, von Petrus entlarvt, fand in dem plötzlichen Tod des Ehepaares, worin man Gottes Finger deutlich zu sehen glaubte, eine furchtbare Strafe. — Aus diesen beiden Geschichten konstruierte sich der Verfasser der Apostelgeschichte die Vorstellung von einer allgemein gültigen Regel des Güterverkaufs zum Besten der Gemeinschaft, eine Vorstellung, die aus den damaligen Zeitverhältnissen, aus der Hinneigung mancher Philosophenschulen zum Kommunismus zu begreifen ist, aber schon durch eben jene beiden Beispiele widerlegt wird. Es ist daher auch nicht von essenischen Einflüssen auf das älteste Christentum zu reden. Die Urgemeinde verliert nichts, wenn wir ihr diesen vermeintlichen Idealzug des Kommunismus nehmen. Nicht Gütergemeinschaft, sondern Armenpflege ist der Ruhm des jungen Christentums.

An Armen muß allerdings die Urgemeinde reich gewesen sein. Mögen die galiläischen Fischer, die den Grundstock bildeten, durch die Übersiedelung nach Jerusalem noch ihren geringen Besitz eingebüßt haben, mag man sich in der Begeisterung der ersten Zeit um die Fragen des irdischen Lebens allzuwenig gekümmert haben, mag die Predigt des Evangeliums grade an den Armen ihre Anziehungskraft besonders bewährt haben: jedenfalls war die Gemeinde als solche arm und mußte noch

in späterer Zeit die Hilfe der auswärtigen Gemeinden in Anspruch nehmen.

Dennoch sorgte sie für ihre Armen. Wir hören von einer täglichen Versorgung der Witwen und der Bestellung von eigenen Armenpflegern, als sich die freie Form der bisherigen Versorgung als ungenügend erwies. Die damals von der Gemeinde erwählten, durch die Zwölf unter Gebet und Handauflegung eingesetzten Siebenmänner stellen das erste Amt innerhalb der Christenheit dar. Es ist bemerkenswert, daß dies ein Amt der Diakonie war und zugleich, daß es nur vorübergehend bestand: die erste Verfolgung zerstreute das Kollegium, und wir hören nicht, daß es erneuert worden wäre.

Später steht an der Spitze der Urgemeinde Jakobus der Herrnbruder und um ihn ein Kreis von Ältesten. Er dankte sein Ansehen außer seinem persönlichen energischen Charakter in erster Linie seiner leiblichen Verwandtschaft mit Jesus. Als Bruder des Messias war er dessen geborener Stellvertreter. So stellte er, der bei Lebzeiten dem Jüngerkreise ferngestanden hatte, allmählich sogar Petrus und die Zwölf in den Schatten. Auch die anderen Brüder Jesu genossen hohes Ansehen und weiterhin blieb die Leitung der Gemeinden Palästinas in der Hand von „Herrnverwandten“ – ein dem Geiste des Evangeliums fremder, echt semitischer Zug.

Die Presbyter, von der Apostelgeschichte zuerst 11,30, anfangs der 40er Jahre erwähnt (doch ist die ganze Stelle sehr zweifelhaft), sind uns ihrer Herkunft nach unklar. Wenn überhaupt alt, ist diese Institution wohl in Anlehnung an die Verfassung der Synagoge oder eher noch nach alttestamentlichem Vorbild (II. Mos. 18; IV. Mos. 11) entstanden.

Die Zwölf selbst, die anfangs die Führung hatten, haben offenbar als ihre eigentliche Aufgabe die Predigt des Evangeliums angesehen. Grade diesen Dienst am Worte aber darf man sich nicht falsch vorstellen. Sie sind offenbar zunächst nicht oder nur ganz vereinzelt öffentlich als Volksprediger aufgetreten: es galt vielmehr die durch persönliche Berührung Gewonnenen in den

Geist des Evangeliums einzuführen, sie mit den Worten des Herrn vertraut zu machen, ihnen aus dem alten Testament durch die messianischen Weissagungen das Leben des Herrn verständlich zu machen. Diese Lehraufgabe der Zwölf war groß genug, so still und unscheinbar sie sich vollzogen haben mag. Ihr danken wir es, daß das Wesen des Christentums nicht von den Wogen der ersten in Ekstase überflutenden Begeisterung verschlungen wurde, daß die Gedanken der Bergpredigt, der Gleichnisse Jesu die leitenden Gedanken in der jungen Gemeinde blieben.

Wie rasch sich nach außen ein Fortschritt zeigte, wissen wir nicht. Die Apostelgeschichte nennt zu Pfingsten 3000, gleich darauf (4, 4): 5000 Gläubige; sie läßt die Gemeinde sich täglich mehren (2, 47), um eine Menge von Männern und Weibern (5, 14; 6, 7). Die Zahlen sind aber nicht als statistisch genaue zu fassen; sie sollen nur den Eindruck wunderbar raschen Wachstums geben. Und ein solches dürfen und müssen wir annehmen.

Vor allem müssen wir eine rasche Ausbreitung über das ganze von Juden besiedelte Gebiet, also nicht nur Judaea mit der Meeresküste, wo Petrus in Joppe und Lydda Christen vorfand, sondern auch Galiläa und das Ostjordanland bis nach dem Hauran und Damaskus hin konstatieren. Bei der Bekehrung des Paulus, die vielleicht $1\frac{1}{2}$, spätestens 5 Jahre nach Jesu Tod anzusetzen ist, werden Christen in Damaskus vorausgesetzt. Durch Juden ist das Evangelium bis nach Mesopotamien, nach Edessa, ja nach Babylon gekommen, wo seit alters eine der Heimat fast überlegene jüdische Niederlassung bestand.

Dabei ist aber festzuhalten, daß diese Ausbreitung auf Juden beschränkt blieb, und daß sie sich nicht auf dem Wege lauter, öffentlicher Propaganda, sondern in aller Stille vollzog. Von Haus zu Haus zogen die Sendboten des Evangeliums, oft zu zweien; wo man ihnen freundlichen Willkommen bot, verweilend und von der Gastfreundschaft des Hauses lebend; ohne Geld, nur mit dem Nötigsten versehen; ihr Schritt beflügelt von dem

Gedanken, daß sie ganz Israel die frohe Botschaft bringen müßten, ehe das Reich des Herrn anbrechen könnte.

Gewiß haben sie dabei auch manche üble Erfahrungen gemacht, manchesmal ungastlich abgewiesen den Staub von ihren Füßen schütteln müssen. Auch an Leiden hat es nicht gefehlt; mancher eifrige Synagogenvorsteher machte seine Disziplinargewalt gegen diese Verbreiter falscher Lehren geltend; sie wurden gegeißelt und verjagt. Sie ließen sich dadurch nicht abschrecken. Als Beispiel mögen wir die Erzählung der Apostelgeschichte Kapitel 3/4 von Einkerkerung und Verhör des Petrus und Johannes vor dem Sanhedrin (nebst der Doublette dieser Erzählung in Kapitel 5) nehmen. Sie ist nur von dem Verfasser in ein falsches Licht geschoben und erscheint als große Staatsaktion, was sie gewiß nicht war.

Die Hauptsache ist: wir dürfen nur von zwei kurzen, aber freilich heftigen Verfolgungen reden. Die eine hatte ihren Anlaß in dem gleich noch zu besprechenden Auftreten der Hellenisten, sie entlud sich in der Steinigung ihres Hauptwortführers Stephanus und wurde durch Saulus, den nachmaligen Apostel Paulus in weitere Kreise, ja in die entlegensten Teile des Landes getragen. Sie fällt offenbar in eine Zeit, wo der Arm der römischen Obrigkeit geschwächt war, wie dies nach Abberufung des Pilatus, unter der Herrschaft des arg judenfreundlichen syrischen Statthalters Vitellius der Fall gewesen sein mag.

Die zweite ging von dem jüdischen König Agrippa I. aus und traf die Häupter des Zwölferkreises: den Zebedaiden Jakobus und Petrus. Ersterer wurde wohl am Passah 44 mit dem Schwert hingerichtet, letzterer entkam wunderbarerweise und entwich von Jerusalem.

Seitdem mag noch manche Drangsal über die Christen Palästinas gekommen sein. Wir hören aber nichts mehr von bestimmten Verfolgungen und Martyrien bis zu dem Tode des Herrnbruders Jakobus (vermutlich i. J. 62), der uns noch später beschäftigen wird.

Grade die Verfolgung hatte aber dazu dienen müssen dem Evangelium eine größere Ausbreitung zu verschaffen: es drang nun auch in Teile Palästinas und

des benachbarten Syrien, die man bisher gemieden hatte. In Samarien, dessen Religion eine Nachahmung der jüdischen war und darum von den echten Juden noch mehr gehaßt und verachtet wurde als das Heidentum, wirkte mit Erfolg Philippus, einer der Sieben. Von demselben fügt die Apostelgeschichte Kap. 8 gleich eine zweite Geschichte an: die Bekehrung eines vom fernen Abessynien zum Feste nach Jerusalem gekommenen vornehmen Proselyten, des verschnittenen Oberkämmerers der Äthiopen-Königin Kandake. Andere Hellenisten kamen bis nach der syrischen Hauptstadt Antiochia, einer der größten Städte des Reiches mit starker Judenkolonie, und taten hier den großen Schritt, auch direkt an Heiden mit der Predigt des Evangeliums heranzutreten.

Um das zu verstehen, müssen wir uns klar machen was es mit diesen Hellenisten auf sich hatte. Sie waren Juden, aber solche, die lange aus der Heimat fern gewesen waren, die in der griechischen Diaspora lebend nicht nur die griechische Sprache und vielfach griechische Sitte angenommen hatten, sondern auch etwas von dem griechischen Geiste beeinflußt waren. Das Judentum der Diaspora hatte sich in vieler Beziehung erweicht und ausgeweitet. War schon in der Heimat der Tempelkult zurückgedrängt durch die Synagoge, der Priester durch den Rabbi, so erst recht in der Ferne, wo die Synagoge sich unwillkürlich mehr der Philosophenschule annäherte und statt starrer Buchstäblichkeit der Gesetzesinterpretation philosophische Aufklärung im Geiste der Stoa unter dem Mantel Mosaischer Weisheit pflegte. Leute von dieser Vorbildung brachten an das Evangelium ganz andere Maßstäbe heran als die galiläischen Fischer, denen Jesu Erbe zunächst zugefallen war: sie erkannten mehr oder weniger klar, daß hier ein Neues gegeben war, das über die Schranken des Alten hinausstrebte, daß Jesu Evangelium vom Reiche Gottes nicht nur den Tempelkult entwerte, sondern auch das ganze Gesetz erübrige. Einzelne besonders vorgeschrittene Geister wie Stephanus haben derartige Gedanken auch in Jerusalem ausgesprochen: die natürliche Konsequenz war jene mit der

Steinigung des Stephanus anhebende Verfolgung, von der wir schon sprachen.

Aber nicht nur bei am Alten festhaltenden Juden, zumal den Schriftgelehrten pharisäischer Richtung wie Saulus, entfesselte das Auftreten der Hellenisten einen Sturm der Entrüstung. Es rief auch eine heftige Reaktion im Kreise der Messiasgläubigen selbst hervor. Diese hatten unter Führung der unmittelbaren Herrnjünger bislang der Praxis Jesu selber folgend das Gesetz einfach als gültige Norm ihres Lebens hingenommen, ohne darüber viel nachzudenken; sie blieben eben, was sie waren: Juden, fromme, gesetzestreue Juden. Die Verinnerlichung, die Jesu Wort und Wesen selbstverständlich auch bei ihnen bewirkt hatte, empfanden sie nicht als einen Gegensatz. ▭ ▭ ▭ ▭ ▭ ▭ Nun aber, da vonseiten der Hellenisten die Frage nach der fortdauernden Gültigkeit des Gesetzes prinzipiell gestellt wurde, regte sich naturgemäß bei vielen das Gefühl, daß hier ein wesentliches Gut auf dem Spiele stehe. Zumal solchen, welche von Jesu Art nicht unmittelbar berührt worden waren, welche den Hauch seiner freien Hingabe an Gottes Vaterwillen nicht verspürt hatten, erschien die Freiheit vom Gesetz als Zügellosigkeit, Sünde, Abfall zum Heidentum. Deshalb konnten sie sich auch nicht darein finden, daß man den Heiden unmittelbar, ehe sie ins Judentum aufgenommen waren, das Evangelium darbieten wollte. Die Führung dieses Kreises, der das Festhalten an dem Gesetz für wesentlich und heilsnotwendig erklärte, fiel dem Herrnbruder Jakobus zu, der Jesu Geist hierin so fern stand wie er ihm leiblich nahe verwandt war. ▭ ▭ ▭ ▭ ▭ ▭ ▭ Anders Petrus und mit ihm gewiß ein großer Teil grade vom alten Stamm der Jüngergemeinde: sie blieben persönlich, was sie waren, gesetzestreue, fromme Juden. Aber sie hatten doch auch ein Verständnis für die Forderung der Hellenisten, freuten sich, wo sie lebendigen Christenglauben fanden auch ohne strenge Gesetzesbeobachtung, selbst bei Samaritern und bei Heiden. Ja gelegentlich nahmen sie sich die Freiheit, selbst sich von den engen Schranken des Gesetzes zu dispensieren. Die Apostelgeschichte weiß,

daß auch Petrus und Johannes an der Samaritermission des Philippus sich beteiligten (das wird der historische Kern der allerdings jung übermalten Erzählung von einer Inspektion im Auftrage der Urgemeinde sein), und daß Petrus nach anfänglichem Sträuben auf die Vision von den reinen und unreinen Tieren in einem Tuche hin (Apostelgeschichte 10) sich entschloß in einem heidnischen Hause zu predigen und sogar mit diesen Heiden zu speisen. Diese Geschichte von der Bekehrung des Hauptmanns Kornelius ist gewiß ebenso historisch, wie sie andrerseits vom Verfasser an eine falsche, zu frühe Stelle gerückt ist.

In dieser Differenz der Anschauungen liegen die Triebfedern für die weitere Entwicklung zutage. Die Hellenisten wurden von selbst hinausgedrängt aus der Gemeinschaft des Judenchristentums: sie legten den Grund zur großen Heidenkirche. Ihrer war die Zukunft. Die andern beiden Richtungen blieben rivalisierend innerhalb des Judenchristentums bestehen, selbst als die völlige Loslösung von der Synagoge eine geschichtliche Notwendigkeit auch für sie geworden war. Aber die Verkennung der wahren Bedeutung des Evangeliums, die Halbheit, an der beide Richtungen leiden, rächt sich durch Verkümmerung: sie repräsentieren später nur noch archaische Reste, die man teils mit scheuer Ehrfurcht betrachtet, teils als abtrünnige Ketzer behandelt.

II. Kapitel.

Die Christenheit auf griechisch-römischem Boden.

(Die paulinischen Gemeinden.)

Das Christentum war mehr als nur erneuertes, vollendetes Judentum. Es war etwas Neues, Weltumspannendes. Hatte Jesus auch keinen direkten Befehl zur Heidenmission gegeben, sein Geist trieb dazu mit Notwendigkeit. Sobald erkannt war, daß Israels Kultus und Gesetz bei allen Vorzügen doch nicht die abschließende Religionsform sei, mußte die Predigt vom Reiche Gottes auch der Völkerwelt gebracht werden. Die Bekehrung der Heiden spielte schon in den messianischen Erwartungen Israels eine (wenn auch oft untergeordnete) Rolle. Der Proselytismus des Judentums, besonders in der freieren, weiteren Form der Diaspora, ohne Beschneidung, hatte stark vorgearbeitet. Überall fanden sich um die Synagogen geschart suchende Heiden, die sich angezogen fühlten von dem jüdischen Monotheismus, der reinen geistigen Form des Gottesdienstes und der hohen Moral, zum teil auch gelockt von den Absonderlichkeiten jüdischer Sitte und von den vielen staatlichen Privilegien, deren diese Religionsgemeinschaft sich erfreute. Überschritt das Christentum einmal die Grenzen Palästinas, so konnte es garnicht auf das Judentum beschränkt bleiben.

Die Lage im Reich war der Ausbreitung einer neuen Religion so günstig wie möglich. Es war Friede in der Welt, die Piraten niedergeworfen, die Bürgerkriege beendet. Unter starkem Zepter geeint, an seinen Grenzen geschützt, erfreute sich das weite Reich einer Zeit ruhigen Aufblühens von Handel und Wandel, Kunst und Wissenschaft. Die Schiffahrt war sicher, die Straßen gut, die römische Rechtspflege im ganzen unparteiisch und gewissenhaft. Die Willkür der Provinzialbeamten wurde durch die kaiserliche Zentralgewalt in Schach gehalten. Die Provinzen fühlten sich verbunden durch die gleiche Loyalität gegen den Augustus zu Rom. Eine weltbürgerliche Stimmung hatte den alten engen Geist der Städte und Städtchen verdrängt. Dabei herrschte überall griechische Kultur. Griechisch war die Umgangssprache selbst in Rom. Eine Verständigung der verschiedensten Menschen war so leicht gemacht, wie kaum je zu einer andern Zeit.

Und ein großes religiöses Sehnen ging durch das ganze weite Reich. Die Skepsis der Aufklärung hatte abgewirtschaftet. Überall belebte man wieder die alten Kulte; neue, zumal ausländische, orientalische, kamen hinzu. Die ägyptische Isis und die große Göttermutter der Phrygier waren in Rom so gut zu Hause wie in den großen Griechenstädten. Der neu eingeführte Kaiserkult war mehr politischer Natur: er gab Glanz und Ehren, ohne wirklich religiöse Bedürfnisse zu befriedigen. Solche fanden um so mehr Nahrung in den mannigfachen, teils neubelebten, teils neugeschaffenen Mysterienkulten. Der persische Mithraskult hat, zu einem solchen hellenistisch umgestaltet, kurze Zeit nach dem Christentum einen förmlichen Siegeszug durch alle Provinzen des Reiches gemacht. Als Offenbarung des Hermes Trismegistos sammelte alte ägyptische Priesterweisheit, hellenistisch zugestutzt, neue Gemeinden um ihre teils tiefsinnige, teils kraß abergläubische Mystik.

Bei soviel religiösen Bedürfnissen fehlte es natürlich auch nicht an frommer Charlatanerie. Winkelpriester aller Art, Magier und Goëten durchzogen das Reich, das abergläubische Volk ausbeutend. Wandernde Rhetoren

deklamierten über allerlei religiöse Themata. Es war auch in dieser Hinsicht viel Bewegung und Leben da. Aber schließlich befriedigte nichts. Man sehnte sich nach Erlösung, nach Befreiung aus den Fesseln der Naturnotwendigkeit, aus dem Elend dieser Welt, nach Gewißheit eines künftigen Lebens. Man suchte das alles bei all den geheimnisvollen Weihen, aber vergebens.

Da kam das Evangelium. Es brachte die frohe Botschaft von der Gnade Gottes und von Vergebung der Sünden, von seliger Gotteskindschaft und neuer sittlicher Kraft, von Auferstehung und ewigem Leben. Es wandte sich mit dieser Predigt an alle, in denen sich ein Erlösungsbedürfnis regte, grade an die Armen, die Verachteten, die Verkommenen zumeist. Kein Wunder, daß es nach außen bei vielen den Eindruck hervorrief, hier sei nur eine neue Form orientalischer Superstition, wie es deren so viele gab, und der schlechtesten eine; kein Wunder auch, daß es langer Zeit bedurfte, bis die Eigenart der Religion Jesu, das durchschlagend Neue des Geistes, der in diesen Gemeinschaften lebendig war, sich auch Außenstehenden offenbarte. Vergessen wir auch nicht, daß das Evangelium nicht ausschließlich religiös wirkte: neben dem eigentlichen Mittel der Mission, dem Worte der Predigt, sehen wir vielfach — in Fortsetzung des schon von Jesus geübten Verfahrens — eine Heiltätigkeit sich entfalten, die als wunderbarer, göttlicher Machtbeweis für das Evangelium gewertet viel zu dessen Aufnahme beitrug. Und von anfang an haben die Gemeinden durch den starken sozialen Zug brüderlicher Hilfeleistung, der ihnen innewohnte, eine Menge Notleidender an sich gezogen. Wir müssen bei aller Betonung des religiösen als des zentralen Momentes in der neuen Bewegung doch diese vielfach sehr wirksamen Nebenfaktoren nicht übersehen.

Die Mission ging aus von Antiochia, der Hauptstadt Syriens. Hellenisten waren, wie wir sahen, ihre ersten Träger, namenlose Männer, die doch eine der größten Taten in der Weltgeschichte vollbracht haben. Nur einzelne treten deutlicher hervor, der Levit Barnabas aus Cypern, den wir schon in der Urgemeinde eine

Rolle spielen sahen und vor allem Saul aus Tarsus, der unter seinem römischen Namen Paulus uns als der größte der Apostel, als der Heidenmissionar bekannt ist. Seine überragende Bedeutung hat frühzeitig alle andern Arbeiter auf diesem Felde verdunkelt. Wir dürfen aber nie vergessen, daß er selbst stets von einem ganzen Kreis von Missionsgefährten und -gehilfen, wie Silas, Timotheus, Titus, Tychikus u. a. umgeben war, und daß neben ihm unabhängig noch manche andere wirkten. So ist das Christentum nach Rom wohl schon in der Zeit des Claudius durch unbekannte Vermittler direkt von Palästina aus gelangt; manche denken besonders an Andronicus und Junias (Röm. 16, 7). Hier in der Welthauptstadt arbeiteten die verschiedensten Leute nebeneinander, wie Paulus selbst Phil. 1, 14 bezeugt. Es mögen sich da allerlei christliche Kreise, teils bei den verschiedenen Synagogen, teils von ihnen getrennt, gebildet haben, die erst in späterer Zeit zu einer Gemeinde verschmolzen. Aber selbst innerhalb seines Gebietes fand Paulus Rivalen. Ein Beispiel bietet der alexandrinische Jude Apollos, der zeitweilig mit Paulus zusammenwirkte, aber doch eine eigenartige, von der seinen abweichende Form der Predigt übte. Denn Paulus selbst war – mochte auch seine Wiege in Tarsus, der als Bildungsstätte des Griechentums berühmten Hauptstadt Kilikiens, gestanden haben – den nationalen, pharisäischen Traditionen seiner Familie nach und seiner in Jerusalem genossenen rabbinischen Erziehung gemäß kein Hellenist, sondern ein Jude echt palästinensischen Gepräges. Grade das hat ihm seine entscheidende Bedeutung gegeben, daß er nicht ausging von der erweichten Form des Judentums, wie sie die griechisch gebildeten, aufgeklärten Lehrer Alexandriens vertraten, sondern von der schroffsten Form pharisäischer Gesetzlichkeit. Dadurch kam es bei ihm zu jenem scharfen Bruch, der das Neue als wirklich Neues zutage treten ließ.

Wir können hier nicht auf diese hochinteressante Persönlichkeit, ihre Entwicklung erst zum heftigsten Gegner und Verfolger des Christentums, dann infolge der Christusoffenbarung vor Damaskus zu deren eifrigstem Verfechter und Verbreiter eingehen: es bleibt das einer

eignen Darstellung vorbehalten[1]). Nur seine Missionswirksamkeit soll uns hier kurz beschäftigen, und auch diese nur nach ihrer allgemein gültigen Art, als ein Spezimen heidenchristlicher Missionsarbeit überhaupt.

Im Unterschied von der judenchristlichen Mission, deren Träger die Gemeinden selbst sind, deren Objekt das ganze jüdische Land, Dorf um Dorf, ist, haben wir es hier mit einer von einzelnen Berufsmissionaren nach festen Grundsätzen und Plänen geübten Tätigkeit zu tun, die mächtig ins Weite strebt. Möglich, daß die Wirksamkeit des Barnabas in seiner cyprischen Heimat mehr an die Art der palästinensischen Landmission erinnerte: Paulus aber geht stets in großen Schritten von einem politisch-kulturellen Zentrum zum andern. Er sucht sich mit Vorliebe Städte aus, die als römische Kolonien, als Sitz römischer Beamter ihm, dem römischen Bürger, besonderen Rechtschutz boten, wo er auch sicher sein konnte unter den Fittichen des römischen Adlers eine Synagoge angesiedelt zu finden. So sind seine Hauptstationen erst im syrisch-kilikischen Gebiet die Militärkolonien in Pisidien und Lykaonien, das pisidische Antiochia, Ikonion, Derbe und Lystra, weiterhin auf der großen kleinasiatisch-europäischen Mission Philippi, Thessalonich, Korinth, Ephesus, Städte, die als große Hafen- und Handelsplätze eine aus allen Nationen buntgemischte Bevölkerung hatten und den verschiedensten Kulten Raum boten. In diesen Hauptstädten gewann Paulus feste Stützpunkte, von hier aus breitete sich dann die Mission ganz von selbst durch seine Schüler weiter aus in den umliegenden Landschaften. So war das Evangelium durch den Phrygier Epaphras (Epaphroditus), den Paulus wohl in Ephesus getroffen hatte, nach den Städten des Lykostales, Kolossä, Hierapolis und Laodicea gekommen.

Paulus wanderte nicht als Missionar, sondern als Handwerker, als Zeltmacher. Sein Gewerbe bot ihm

1) Paulus. Von D. W. Wrede-Breslau. Religionsgeschichtliche Volksbücher Reihe I Heft 5/6. Vergl. auch: Die Paulusbriefe. Von D. Eb. Vischer-Basel. Religionsgeschichtliche Volksbücher I, Heft 4.

die erste natürliche Anknüpfung. So fand er in Korinth im Hause jüdischer Handwerksgenossen nicht nur Arbeit und Unterkunft, sondern auch bald williges Gehör für sein Evangelium: Aquila und sein Weib Priscilla wurden seine eifrigsten Mitarbeiter in der Mission. Die nächste Möglichkeit einer Anknüpfung bot die Synagoge: Paulus war doch eben Jude, und vom Judentum war das Evangelium von Jesus dem Christ ausgegangen, an die Juden richtete es sich zunächst; sie besaßen die meisten Voraussetzungen zu dessen rechtem Verständnis. Diese Anknüpfung ist so natürlich, daß man sie nicht hätte in Zweifel ziehen sollen, wenn auch der Gebrauch, den die Apostelgeschichte davon macht, stark den Verdacht erweckt, schematisiert zu sein. Nur einmal hören wir von einem Versuche des Apostels, sich unmittelbar, ohne Vermittlung des Judentums und seines Alten Testaments, an die Heiden zu wenden, den gebildeten Griechen das Evangelium in Form einer mehr philosophischen Darbietung in ihrer Art nahe zu bringen. Es war zu Athen, wo sich der alte Geist des Hellenentums, sein Bildungsstolz, sein Kunstsinn noch am reinsten erhalten hatte, wo man sich gegen alles Barbarische, Orientalische am meisten abschloß. Hier redete Paulus als Philosoph zu den Philosophen vom Monotheismus und von ewigem Leben. Aber sein Evangelium war nicht abstrakt genug, um auf diese Leute Eindruck zu machen; es trug viel zu viel konkrete Züge an sich und verriet seinen historischen Ursprung: Jesus und dessen Auferstehung. Der Versuch endete mit einem niederdrückenden Mißerfolg. Das Christentum konnte zunächst um seiner ganzen Vorgeschichte, um seiner Ursprünge willen der Anknüpfung an die Synagoge nicht entraten.

Aber es war dies nur eine Anknüpfung. In der Synagoge gewann Paulus Fühlung mit jenen zahlreichen Proselyten, die sich der jüdischen Gemeinde in engerem oder loserem Verbande angeschlossen hatten. Die wenigsten unter ihnen waren durch die Beschneidung wirkliche Mitglieder derselben geworden, und selbst diese galten, so sehr man sich um sie und um ihr Geld bemühte, doch immer nur als Juden zweiten Ranges. Diesen Leuten

bot nun die Predigt des Evangeliums, zumal in der pauliniſchen Form, alles was ihnen die Synagoge wert gemacht hatte, aber zugleich viel mehr, indem ſie das ſpezifiſch Jüdiſche zurückſtellte. Das Geſetz mit ſeinen Zeremonien, mit den Wunderlichkeiten jüdiſcher Sitte, die ſoviel Spott eintrugen, ſollte nicht mehr gelten; dafür aber wurde dem ſuchenden Herzen und zerſchlagenen Gewiſſen nicht nur das göttliche „Du ſollſt", ſondern das troſtreiche Evangelium von Gottes Gnade in Chriſto entgegengehalten und in der Verſicherung der Sündenvergebung, des Friedens mit Gott ungeahnte Freude und Seligkeit dargeboten. Mochte auch manches, was Paulus, der einſtige Rabbi, auszuführen hatte, ſeine Beweisführungen aus dem Alten Teſtament, ſeine Einkleidung der Gedanken des Evangeliums in die Formeln rabbiniſcher Schulſprache, vielen dieſer Zuhörer unverſtändlich bleiben — die mehr von griechiſchem Geiſte durchwehte alexandriniſche Art des Apollos zog ſie ſchon mehr an —: was er wirklich zu bringen hatte, das machte ſich doch den Gewiſſen kund und erwies ſich als eine Macht über die Herzen.

War ſo aber einmal die Grenze des eigentlichen Judentums überſchritten und Anknüpfung bei von Haus aus heidniſchen Familien gewonnen, ſo fand ſich auch bald ein Zugang zu Kreiſen, die mit der Synagoge noch gar keine Fühlung gewonnen hatten. Die neuerdings vielfach vertretene Vorſtellung, als ob die Miſſion ſich auf Juden und Judengenoſſen beſchränkt habe, iſt unhaltbar gegenüber dem deutlichen Zeugnis der Korintherbriefe, die das Chriſtentum grade in ſeiner engen Verbindung mit dem Heidentum zeigen.

Damit war aber auch über die Zukunft des Chriſtentums entſchieden: eine Gemeinſchaft, deren Grundbekenntnis von der Mehrzahl der jüdiſchen Synagogenmitglieder als Blasphemie abgelehnt wurde, in der Proſelyten die führende Rolle ſpielten, die ſogar Heiden ohne jeden Unterſchied zu ſich lud, konnte im Rahmen der Synagoge keinen Raum finden, ſie mußte ausſcheiden und ſich ſelbſtändig konſtituieren.

Mit diesem Austritt verzichtete man freilich auf alle die Privilegien, die die Synagoge genoß, und es war nicht einmal sicher, ob die jüdischen beschnittenen Mitglieder wirklich der Jurisdiktion der Synagoge und damit mannigfacher Drangsalierung entnommen waren. Paulus erscheint nicht als ein für allemal und überall exkommuniziert: an jedem neuen Ort hält er sich zunächst zur Synagoge, und in Jerusalem geht er ruhig zum Tempel. Dafür wird er aber auch immer aufs neue von Synagogen wegen getäupt und als Apostat mit grimmigem Hasse verfolgt. Wir beobachten, daß es fortgesetzt die Juden sind, welche der paulinischen Mission Hindernisse in den Weg legen, den heidnischen Pöbel aufreizen zu tätlichen Angriffen gegen den Apostel und seine Genossen. Jüdische Machenschaften vertreiben den Paulus von dem pisidischen Antiochia nach Ikonion von dort nach Derbe, nachdem er vor dem Tore der Stadt gesteinigt und als tot liegen gelassen war. Jüdische Umtriebe nötigen ihn, die Wirksamkeit in Thessalonich vor der Zeit aufzugeben und auch von Beroea rasch nach Athen weiterzuziehen. Nur selten ist es das Heidentum selbst, das durch die Erfolge der christlichen Predigt in seinen geschäftlichen Interessen geschädigt, gegen den Apostel Front macht. So verklagen ihn vor dem Stadtgericht in Philippi die Herren jener mit einem Wahrsagegeist behafteten Magd, die Paulus davon befreite — nach Meinung ihrer Herren hätte er vielmehr sie des Gewinnes beraubt, den sie daraus zogen. In Ephesus verursachen unter Führung eines gewissen Demetrius die Silberschmiede einen Anschlag auf Paulus, weil sie durch dessen Wirksamkeit in ihrem Gewerbe, der Anfertigung von Andenken an den Dianatempel, geschädigt seien — übrigens ein glänzendes Zeugnis für den Erfolg seiner Predigt. Im Gegensatz zu dieser aus Rivalität und Brotneid erwachsenen jüdischen und heidnischen Opposition findet Paulus (wie die Apostelgeschichte sehr geflissentlich hervorhebt) überall bei den römischen Behörden Schutz, zum Teil auf Grund seines römischen Bürgerrechtes. In Philippi wird er zwar erst getäupt, anderntags aber unter demütiger Abbitte

der Magistrate freigelassen. Der Prokonsul von Achaia, Gallio, ein Bruder des bekannten Philosophen und Ministers Seneca, weist eine Anklage der Juden gegen Paulus als innerjüdische Streitfrage a limine ab. In Ephesus bemühen sich die höchsten Kreise, Paulus vor der Wut des irregeleiteten Volkes zu schützen.

Überhaupt hebt die Apostelgeschichte gern die Beziehungen der christlichen Missionare zu den Hochmögenden hervor, so zu dem Prokonsul Sergius Paulus auf Cypern, dann zu den Statthaltern Judäas, Felix und Festus und zu dem jüdischen König Agrippa II. und seiner Schwester Berenike. Wir haben keinen Grund, diese ganz in Abrede zu stellen, wenn auch festzuhalten ist, daß das Christentum lange Zeit eine Religion der Armen, Geringen, Ungebildeten blieb. Die frühzeitig selbst im Kaiserpalast angeknüpften Beziehungen reichen doch nur bis in die Kammern des Gesindes, in die Wachtstuben, allenfalls in die Pagerie hinein, während das Judentum sich direkter Begünstigung seitens der Damen des Hofes rühmen durfte. Nicht minder einseitig freilich ist die von alten Feinden des Christentums wie von neuesten Verfechtern desselben vertretene Auffassung, als sei es lediglich eine Religion des Proletariats gewesen. Mögen auch in den Gemeinden zunächst nur wenige aus den oberen Ständen zu finden gewesen sein, sie fehlten so wenig wie die Sklaven neben den sicherlich die Hauptmasse bildenden Gliedern des Mittelstandes. Die christlichen Gemeinden werden sich in dieser Hinsicht von den Synagogen wenig unterschieden haben.

Die Lostrennung vom Judentum mochte manchem bisherigen Glied und Freund der Synagoge schwer fallen und als ein bedenklicher Schritt ins ungewisse erscheinen. Die Nachteile wurden aber weit aufgewogen durch die so gewonnene Selbständigkeit. Denn diese erst gab die Möglichkeit, daß der neue Geist sich in seiner Eigenart voll entfalten konnte, daß nicht eine jüdische Sekte, sondern eine neue Weltreligion entstand.

So hoch man aber auch die Bedeutung dieser selbständigen Konstituierung der Gemeinden veranschlagen mag, in formaler Hinsicht darf man sie nicht

überschätzen. Von irgendwelcher festen Organisation, der Schaffung von Statuten, Wahl eines Vorstandes, gemeinsamer Kasse und so weiter, kann keine Rede sein. Das alles gab es zwar in dem damals hoch entwickelten griechischen Vereinsleben, das mannigfachen Zwecken, besonders der Pflege der Gymnastik, der Künste, der Geselligkeit diente, dem es jedoch auch nicht an religiöser Weihe fehlte; nicht minder in der äußerlich davon nicht sehr unterschiedenen jüdischen Synagoge. Den jungen Christengemeinden aber fehlte alles das zunächst, weil hier die Begeisterung für den Augenblick über alle Formen hinweghob und die enthusiastische Erwartung der nahen Wiederkunft des Herrn an die Zukunft nicht denken ließ. Genug, wenn man ein Lokal für die anfangs wahrscheinlich sehr häufigen Zusammenkünfte hatte. Es fand sich in dem Hause eines wohlhabenderen Mitgliedes, in Korinth z. B. gleich neben der Synagoge im Hause des Proselyten Titius Justus. Sonst wurde wohl auch ein Saal gemietet: so lehrte Paulus zu Ephesus in der Schule eines Philosophen Tyrannus. Den geistigen Mittelpunkt bildete eben der Missionar; ihm fiel von selbst die Leitung zu, ohne die ja das Beisammensein eines größeren Kreises garnicht denkbar ist. Erst nach seinem Weggange stellte sich gewöhnlich heraus, wie wesentlich eine solche überragende, allgemein anerkannte Autorität für die Aufrechterhaltung der Ordnung sei. Wenn die Apostelgeschichte Paulus und Barnabas in den neugegründeten Gemeinden überall Presbyter einsetzen läßt, so tut sie damit nur dasselbe, was wir bei den späteren apokryphen Apostelgeschichten finden, die gleich den ganzen verschieden abgestuften Klerus ihrer Zeit von dem betreffenden Apostel geweiht werden lassen: sie schiebt eine Einrichtung späterer Zeit in die Tage des Apostels zurück in dem unbewußten Gefühl, daß so etwas hätte geschehen sollen zur förmlichen Organisation der Gemeinden. Aber es ist nicht geschehen. Noch war der Geist mächtig und band sich an keine Form.

Wie der Missionar selbst unter dem Titel Apostel als ein besonderer Geistesträger gewertet wurde, so erhoben sich neben ihm Propheten und Lehrer, in deren Ansprachen man nicht Menschenrede, sondern geistgewirktes Gotteswort sah. Daneben gab es Charismatiker aller Art, d. h. mit Geistesgaben Begnadigte, die in der Ekstase mit wunderbaren, unverständlichen Tönen redeten, und solche, die diese Töne zu deuten, ihnen einen tiefen, erbaulichen Sinn unterzulegen vermochten; andere, deren Begeisterung durch psychische Einwirkung wunderbare Heilungen und sonstige außerordentliche Kraftbeweise zuwege brachte. Aber auch wo natürliche Anlage sich enthusiastisch steigerte, wo sich ein besonderes Talent zur Leitung, eine hervorragende Befähigung zur Armen- und Krankenpflege zeigte, redete man von Charismen, von Geistesgaben. Ja Paulus kann auf Grund der messianischen Weissagung von der allgemeinen Ausgießung des Geistes die Vorstellung entwickeln, daß eigentlich jeder Christ irgend ein Charisma besitze. Geistesbegabung aber gibt Ansehen, und die hervorragenden Geistesträger wie Apostel, Propheten und Lehrer besaßen eine dementsprechende Autorität. Neben den als unbedingt normativ anerkannten Worten des Herrn galt auch die Meinungsäußerung des Apostels, der Ausspruch eines Propheten als entscheidend. Die Gefahren einer solchen rein enthusiastischen Konstitution, wo jede Willensregung sich mit göttlicher Autorität decken konnte, wo dem Individualismus keine Schranken gesetzt waren, wo der historische Zusammenhang jeden Augenblick in Frage gestellt war, sollten sich nur zu bald zeigen. Paulus hat es in seinen Briefen an die Korinther mit Mißständen gröbster Art zu tun, die wesentlich durch diesen Mangel an einer geeigneten, allgemein anerkannten, überlegenen Leitung in der Gemeinde selbst bedingt waren. Unordnungen beim Gottesdienst, Durcheinanderreden der Propheten und Glossolalen, häßliche Verletzung der Brüderlichkeit bei den gemeinsamen Mahlzeiten, Mangel an Zusammenschluß im gewöhnlichen Leben, gänzliches Fehlen sittlicher Zucht, Parteizwistigkeiten, Sichvordrängen exaltierter

Frauen, Verschleppung der Kollektenangelegenheit und sonstiges mehr lassen sich alle als Folgen mangelnder Organisation und Autorität verstehen. Den niederen Trieben im Menschen, den alten heidnischen Gewohnheiten war zu viel Spielraum gelassen. Der Geist war nicht kräftig genug, sie niederzuhalten.

Nun gab es neben den Geistesträgern noch andere Personen von Ansehen. Wie der Missionar selbst nicht nur enthusiastische Autorität als Apostel besaß, sondern auch als Begründer der Gemeinde in einem geschichtlich gegebenen Autoritätsverhältnis sittlicher Art, gewissermaßen als Vater, zur Gemeinde stand, so genossen naturgemäß die ältesten Glieder der Gemeinde, die Erstlinge, wie man sie nannte, ein Ansehen, daß von ganz anderer Art war als das der Propheten. Zumal wenn diese Leute sich an den mancherlei Aufgaben der Gemeinde lebhaft beteiligten, wenn sie Leistungen im Dienst der Gemeinde wie die Fürsorge für fremde Brüder, Reisen zu anderen Gemeinden, Gesandtschaften an den Apostel freiwillig übernahmen mit Einsetzung ihrer Person und ihres Vermögens, so mußte ihnen mit der Dankbarkeit der Gemeinde auch ein Einfluß auf deren Leitung und Organisation zufallen. Wir beobachten hier und da eine Konkurrenz dieser beiden Autoritäten, der enthusiastischen und der ordnungsmäßigen, wenn wir die der Erstlinge so nennen dürfen. In Korinth überwog augenscheinlich die erstere; Paulus mußte die des Stephanus, des Erstlings von Achaia, stärken, wie er auch für seine eigne väterliche Autorität der Gemeinde gegenüber eintreten mußte.

Aus diesen Erstlingen sind dann mit der Zeit einerseits die Ältesten geworden, das Presbyterkollegium — davon später. Andrerseits sind zur Wahrnehmung der anfangs freiwilligen Dienstleistungen der Armen-, Kranken- und Fremdenpflege und anderer der Gemeinde als solcher obliegenden Pflichten eigene Beamte der Gemeinde bestellt worden, wie solche auch die Städte in ihrer Verwaltung kannten, Episkopen (Bischöfe) und Diakonen, zu deutsch Aufseher und Diener. Wir finden diese zum erstenmal erwähnt in Philippi, an-

fangs der 60er Jahre. Philippi war eine der best-organisierten Gemeinden des Paulus, beseelt offenbar vom Geiste römischer Disziplin. In dem Brief, in welchem sie erwähnt werden, handelt es sich um die Quittung für eine von der Gemeinde dem Apostel übersandte Geldspende.

Doch das ist schon das Resultat einer längeren Entwickelung. Anfangs war noch alles im Fluß. Der Geist regierte in uneingeschränkter Freiheit.

Gleiches gilt nun auch vom Kultus dieser Gemeinden. Wir wissen herzlich wenig darüber. Daß man zusammenkam, steht fest. Wie oft? Vermutlich anfangs sehr häufig, vielleicht täglich. Ob man aus 1. Kor. 16, 2 „Auf jeglichen ersten Tag der Woche[1])" auf eine regelmäßige Sonntagsfeier schließen kann, muß dahingestellt bleiben. Das eine ist klar: es war eine Anbetung Gottes im Geiste; es fehlte alles, was bis dahin als wesentlicher Bestandteil des Kultus gegolten hatte, Opfer, Wein- und Blumen-Spenden. Das Wort war das bestimmende Element, das Wort der Anbetung, des Dankes, des Lobpreises, der Bitte und Fürbitte, das Wort der Erbauung, Ermahnung, Tröstung, Lehre. Mochte auch der Enthusiasmus manchmal in sinnlose Glossolalie ausarten — Paulus tat, was er konnte, dies einzuschränken, — im ganzen war es ein vernünftiger Gottesdienst, der unmittelbar sittliche Früchte tragen mußte.

Zunächst herrschte allgemeine Redefreiheit. Wen der Geist trieb, der stand auf und weissagte oder betete, lehrte oder sang einen Psalm, Frauen so gut wie Männer. Unordnungen blieben nicht aus, man redete durcheinander, Glossolalen stachen die Propheten aus, emanzipierte Weiber drängten sich vor. Das forderte Abhilfe. Aber Paulus hat nicht etwa einen Vorsitzenden bestellt, der das Wort erteilt und entzieht, oder gar die liturgischen Funktionen auf einen kleinen Kreis von Klerikern beschränkt; er verlangt die Abstellung aller Irrungen von

1) Luthers Übersetzung „Auf einen jeglichen Sabbath" ist unrichtig, daher mit Recht in der revidierten Lutherbibel verändert, ebenso Apostelgeschichte 20, 7.

der Selbſtzucht der Gemeinde, von der Selbſtbeherrſchung der Geiſtesträger. Wird einem andern eine Offenbarung zuteil, ſo ſoll der erſte Redner ſich ſetzen (zum Zeichen des Aufhörens). Es bleibt dabei: alle können ſie zu Worte kommen, nur nacheinander! Es muß bunt hergegangen ſein bei dieſen Verſammlungen, und ſicher hat ſich viel Unreifes unter dem Titel der Geiſteswirkungen mit eingemiſcht. Schließlich aber waren doch auch hier die heilige Schrift Alten Teſtamentes, die auch in den heidenchriſtlichen Gemeinden überall geleſen wurde, und die Worte des Herrn, die man überlieferte, eine Garantie für Aufrechterhaltung eines hiſtoriſchen Zuſammenhanges und für Feſthalten an den ſittlichen Grundprinzipien der neuen Religion. Dafür bürgte zugleich die Perſönlichkeit der Miſſionare, die abweſend durch ihre Briefe in die Verhältniſſe der Gemeinde eingriffen. Die Briefe des Paulus ſind natürlich auch bei dieſen Verſammlungen zur Verleſung gelangt, und gewiß nicht nur einmal gleich nach Eintreffen, ſondern wieder und wieder.

Außer zu gemeinſamer Erbauung verſammelten ſich die Gemeinden auch zu gemeinſamen Mahlzeiten. Ob in unmittelbarem Anſchluß an jene Wortgottesdienſte oder — was wahrſcheinlicher iſt — zu beſonderen (Abend-) Stunden, muß dahingeſtellt bleiben. Jedenfalls handelte es ſich bei dieſen Herrnmahlen nicht um rein liturgiſche Akte nach Art unſerer jetzigen Abendmahlsfeiern mit ſymboliſchem Eſſen und Trinken. Es waren wirkliche Mahlzeiten, die ſogar gelegentlich in Schmauſereien und Zechereien ausarteten. Sie ſollten geweiht ſein durch den Gedanken an den Herrn, die Erinnerung an ſein letztes Mahl vor ſeinem Tode, die Erwartung des zukünftigen meſſianiſchen Mahles in ſeliger Vollendung; ſie ſollten gehalten ſein im Geiſt echt chriſtlicher Bruderliebe, Gemeinſchaft und Mitteilſamkeit. Sie wurden nicht etwa aus gemeinſamer Kaſſe beſtritten oder auf Koſten eines der Mitglieder veranſtaltet, wie das in den griechiſchen Vereinen meiſt geſchah, ſondern jeder trug das ſeine dazu bei. Das ſollte nun gleichmäßig verteilt werden an alle Anweſenden, wohl ſo, daß — wie es ſpäter geſchah — auch für die Abweſenden, die

Kranken, Schwachen, Gefangenen usw., das Nötige erübrigt wurde. Aber es kam vor, wie wir in Korinth sehen, daß unter Mißachtung aller brüderlichen Gesinnung die Reichen vor jeder Verteilung ihr reichlich mitgebrachtes Mahl verzehrten, während der ärmere Bruder darbte, ja daß ohne alle Ehrfurcht vor dem Herrn sein Mahl durch Völlerei und Trunkenheit entweiht wurde. Es fehlte, wie an einer entschieden durchgreifenden Leitung, so an dem nötigen moralischen Halt. Alte Gewohnheiten aus dem heidnischen Leben wirkten nach. Der christliche Gedanke war noch nicht stark genug. Auch hier sucht Paulus die Abhilfe nicht in irgendwelcher kultischen Regelung, etwa in der Trennung der Mahlzeit von der Herrnmahlfeier – sein Rat, sich zu Hause satt zu essen, bahnt höchstens eine solche an –, sondern er sucht den christlichen Gedanken zu stärken, das Bewußtsein von der Bedeutung des Herrnmahles wachzurufen.

Hatten die Versammlungen zum Wortgottesdienst zugleich missionarische Bedeutung, indem sie allen, Juden wie Heiden, zugänglich waren, so trugen diese Herrnmahle den geschlossenen Charakter von Bruderschaftsfeiern, an denen nur teilnehmen durfte, wer zur Gemeinde gehörte. Die Aufnahme in sie geschah durch die Taufe auf den Namen Jesu, d. h. ein Untertauchen in fließendem Wasser unter Aussprechung des Jesusnamens. Dieser Akt, der den Glauben an Jesus als den Erlöser voraussetzte und den Willensentschluß bekundete, ihm und seiner Gemeinde anzugehören, hatte weit mehr als nur symbolische Bedeutung; man war gewiß, daß eben damit die Einigung mit dem Herrn hergestellt, alle Sünde getilgt und ein neues Leben eingepflanzt sei. Die Mitteilung des heiligen Geistes dachte man sich meist als mit der Handauflegung verbunden, die gewöhnlich gleich auf die Taufe folgte.

Es ist wohl möglich, daß sich mit diesen Akten allerlei magische Vorstellungen bei manchen Christen verbanden, daß sie mit den geheimnisvollen Weihen und heiligen Mahlen heidnischer Mysterien in Parallele gesetzt wurden, daß man der Taufe eine Wirkung auch auf

bereits Verstorbene zuschrieb[1]), weniger Sündenvergebung als Sündentilgung, leibliche neben geistigen Wirkungen davon erwartete, ohne den Glauben als subjektive Voraussetzung des Empfanges zu berücksichtigen. Im ganzen wird dies neuerdings oft übertrieben. Nicht nur Männer wie Paulus mit seiner in der prophetischen Religion des Alten Bundes wurzelnden rein geistig-sittlich gestalteten monotheistischen Frömmigkeit, bildeten eine starke Schutzwehr gegen das Eindringen dieser heidnischen Denkweise, die alles naturhaft, dinglich anschaute: der in den Gemeinden noch so lebendige Enthusiasmus selbst ließ Gedanken garnicht aufkommen, die eine glaubensleere nüchtern-verständige Reflexion voraussetzen. Erst mit dem Nachlassen dieser ersten geistesgewaltigen Glaubenszuversicht gegen Ende des Jahrhunderts sehen wir wirklich heidnisch-magische Vorstellungen von allen Seiten eindringen.

Daß die eben aus dem Heidentum mit seinem teilweise abscheulichen Aberglauben und seiner bis zu offener Perversität gesteigerten Unsittlichkeit gewonnenen neuen Christen nicht gleich all ihre Vorstellungen und Gewohnheiten abstreiften, ist ja nur natürlich. Wir sehen das alte heidnische Wesen vielerorten, ganz besonders aber in Korinth, noch in die Christengemeinde hineinragen. Hier galt es für die Missionare, in erzieherischer Tätigkeit eine christliche Sitte auszugestalten. Das erforderte große Weisheit, wollte man die Gefahren heidnischer Laxheit einerseits, jüdischer Gesetzlichkeit andrerseits vermeiden.

Es wäre scheinbar das einfachste gewesen, die im Judentum wurzelnde Sitte der Urgemeinde herüberzunehmen. Dort hatte das Evangelium in dieser Hinsicht nichts grundlegend neu zu schaffen gehabt: es fand eine durch jahrhundertelange Zucht des Gesetzes dem Volk fest eingeprägte, durch und durch religiös gefärbte nationale Sitte vor, die es nur mit dem Geiste wahrer Frömmigkeit, Innerlichkeit, hingebender Liebe zu durchdringen hatte. Ganz anders in der Heidenwelt, wo die Sitte oft geradezu der Unsittlichkeit Vorschub leistete,

1) I Kor. 15, 29.

wo die Grundbegriffe der Keuschheit, Ehrlichkeit, Brüderlichkeit vielfach ganz abhanden gekommen waren. Wie Paulus Röm. 1, 18–32, 1. Kor. 6, 9f., Gal. 5, 19f. und sonst das Heidentum schildert, das hat er nicht aus Büchern genommen, sondern aus lebendiger Anschauung, besonders der Zustände in Korinth. Es mag sein, daß manche der aus dem Judentum stammenden christlichen Missionare den von ihnen begründeten Gemeinden mit dem Evangelium ohne weiteres die jüdische Sitte brachten als den notwendigen Schutzwall gegen die Versuchungen der alten heidnischen Lebensart. War doch in der jüdischen Sitte der Abscheu vor allem, was irgendwie mit dem Götzendienst zusammenhing, eines der wichtigsten Prinzipien. Auch Paulus ist, ihm selbst unbewußt, durch die von Jugend auf gewohnte jüdische Weise vielfach in seinem Urteil bestimmt. So wenn er in Korinth mit großem Nachdruck auf Verschleierung der Frau bei jedem öffentlichen Auftreten dringt. Ja es scheint, daß er sich in der Art seiner Unterweisung an die Formen des jüdischen Proselytenunterrichts anschloß. Selbst für die „Haustafel", die Aufzählung der Pflichten eines jeden Standes, ist neuerdings die Anlehnung an bestimmte jüdische Vorbilder wahrscheinlich gemacht. Dennoch sieht er prinzipiell – und das ist groß an ihm – von einer solchen Übertragung fremder Sitte auf seine Gemeinden ab. Er will überhaupt nicht Sitten einführen: aus den Gemeinden heraus soll eine echt christliche Sitte erwachsen; der Geist des Herrn, der in den Gemeinden lebt und wirkt, soll sich selbst neue Lebensformen schaffen. „Wisset ihr nicht?", „Urteilet selbst!" ruft er einmal über das andere seinen Gemeinden zu. In Korinth tauchte die Frage auf, wie der Christ zu dem Genuß von Fleisch stehe, das von einem heidnischen Opfer herstammte; nicht das ganze Opfertier wurde ja verbrannt, sondern das meiste davon diente dem Opferschmaus oder kam auch auf den Markt. Korrekt jüdische Auffassung mußte solchen Genuß verpönen: selbst unbewußt bedeutete er eine objektive Verunreinigung und erforderte eine Lustration, Entsühnung. Daher wird in dem von Jerusalem ausgegangenen sog. Aposteldekret (Apostel-

geschichte 15, 23–29) unbedingt von allen Christen, auch denen aus den Heiden, Enthaltung von Götzenopferfleisch gefordert. Ganz anders entscheidet Paulus oder sucht er vielmehr die Gemeinde selbst zur Entscheidung anzuleiten: unbewußter Genuß steht frei; es kommt nur auf das Gewissen an, freilich nicht nur das eigene, sondern auch das des Bruders, auf den ich Rücksicht zu nehmen habe. Denn Liebe ist das oberste Prinzip aller christlichen Moral und Sitte.

So hat Paulus wenigstens seine Gemeinden zur Selbständigkeit erzogen, indem er ihnen ein eigenes sittliches Urteil nach den Grundprinzipien des Evangeliums zu bilden suchte. Das hat freilich manche Schwierigkeiten gehabt. Die Korinther z. B. machen von dieser Selbständigkeit gelegentlich einen recht üblen Gebrauch. Sie wenden sie gegen die Autorität des Apostels selbst und lehnen sich gegen eine unbedingt nötige Forderung, den Ausschluß eines im Incest mit seiner Stiefmutter lebenden Gemeindegliedes, anfänglich auf, nur um ihre Freiheit zu wahren. Dennoch hat Paulus Erfolg gehabt und rascher, als man meinen sollte. Es ist unberechtigte, voreingenommene Konstruktion, wenn man neuerdings vielfach eine ganz allmähliche Umbildung, ein langsames Herauswachsen der Gemeinden aus dem Heidentum annehmen zu müssen meint. Nein, es handelte sich bei diesen ersten Bekehrungen meist um einen totalen Bruch mit der Vergangenheit. Mit dem Alten war auf einmal aufgeräumt; so hatte das Neue Raum, sich zu entfalten. Die Christen dieser ersten Zeit leben in der Überzeugung, daß es anders mit ihnen geworden ist. Das Alte ist vergangen; es ist alles neu geworden.

Gewiß darf man solche Worte nicht pressen. Mensch bleibt Mensch. Keiner kann so leicht aus seiner Haut. Aber man soll die Wirkungen des Enthusiasmus, der ersten glaubensfreudigen Begeisterung nicht nur auf dem Gebiet der Ekstase, der Glossolalie und ähnlicher Erscheinungen suchen: sie zeigten sich ebenso auf sittlichem Gebiete, wo Außerordentliches, Ungewöhnliches geleistet wurde. So falsch es wäre, sich diese ältesten Gemeinden

als Gemeinschaften von lauter Heiligen vorzustellen, so gewiß hat sich auch bei den Verworfensten, wenn sie, durch die Predigt der Buße und der Sündenvergebung angelockt, in diesen Kreis gezogen wurden, eine tiefe innerliche Umwandlung vollzogen.

Hier lag nun noch eine besondere Gefahr für das junge Christentum: in dem die damalige Welt stark beeinflussenden asketischen Zug. Im Gegensatz zu der Sinnlichkeit, die sich in dem griechischen Leben jener Zeit ungescheut in ihrer ganzen Nacktheit zeigte, machte sich unter orientalischen Einflüssen ein Streben nach Entsinnlichung geltend. Man enthielt sich des berauschenden Getränks, auch der Fleischnahrung (Abstinenz und Vegetarianismus) und verabscheute jeden geschlechtlichen Umgang, selbst in der Ehe. Es war eine große Gefahr für den urchristlichen Enthusiasmus, in Verkennung echt evangelischer Lebensauffassung nach Betätigung sittlichen Ernstes in solcher Enthaltung, nach außerordentlichen Leistungen auf dem Gebiete der Askese zu streben. Das wäre nun ebenso unevangelisch gewesen wie die sittliche Leichtfertigkeit. Es ist das Große an Paulus, daß er, obwohl selbst nicht ganz frei von solchen asketischen Neigungen, immer den evangelischen Grundsatz hochhält: „Ein jeglicher, wie ihn der Herr berufen hat, also wandle er“ (I. Korinth. 7, 17), und im übrigen nach dem Prinzip der Liebe verfahren wissen will. In Korinth bestand bei einem Teil der Gemeinde Ängstlichkeit betreffs Zulassung der Ehe: Paulus selbst ehelos um seines Berufes willen, aber überhaupt der Ehelosigkeit geneigt, verlangt doch nicht nur Aufrechterhaltung der bestehenden Ehen, sondern erklärt sich auch unbedingt für die Zulässigkeit neuer Eheschließungen. In Rom gab es eine Partei, die dem Vegetarianismus zuneigte: Paulus gibt ihnen nicht recht; er behandelt sie als die „Schwachen“, aber er verlangt von den „Starken“, daß sie brüderliche Rücksicht auf jene nehmen sollen. In den phrygischen Gemeinden von Kolossä, Laodicea und Hierapolis waren alte mystisch-dualistische Neigungen wieder lebendig geworden und hatten durch falsche Interpretation des Alten Testaments stark asketische Färbung angenommen;

die alten Elementargottheiten forderten in Gestalt von Engeln wieder ihr Recht, und die Christen glaubten, nur durch volle Entsinnlichung ihnen wohlgefälligen Dienst erweisen zu können: Paulus weist energisch die Überschätzung aller dieser Engelmächte zurück; Christus allein gebührt die Ehre des Mittlers zwischen Gott und Welt, Gott und der sündigen Menschheit. Damit ist aber zugleich das Urteil über alles falsche Geistlichsein, über den selbstgemachten Gottesdienst der Enthaltung, über die schließlich doch nur dem Sinnenkitzel dienende Entsinnlichung gegeben. Nicht außerordentliche asketische Leistungen, sondern Bewährung der Pflichttreue in den gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens, das ist ihm die dem Evangelium Jesu entsprechende Aufgabe des Christen.

So hat sich in den heidenchristlichen Gemeinden trotz großer Schwierigkeiten und mannigfacher Widerstände langsam eine bestimmte positiv christliche Sittlichkeit und Sitte durchgesetzt. Vor allem wurde die Ehe als streng monogamische hoch gehalten. Nicht nur das Weib, auch der Mann sollte sich gebunden wissen. Jeder außereheliche Geschlechtsverkehr galt als Sünde, während das griechische Heidentum hier die laxesten Prinzipien nicht nur gehandhabt, sondern auch philosophisch gerechtfertigt hatte. Waren doch sogar die unnatürlichen Laster, Päderastie und derartiges, ganz gang und gäbe, so daß niemand etwas dabei fand. Für die Christengemeinden ist all das schlechterdings verpönt. Wohl machen besonders die Korinther hier anfangs Schwierigkeiten; sie halten an dem altgriechischen Gedanken naturalia non sunt turpia fest; sie glauben, sich ihre Freiheit nicht beschränken lassen zu dürfen. Aber Paulus besteht unerbittlich darauf, daß zur Heiligkeit einer Gemeinde Gottes auch Reinheit, Keuschheit im vollen Umfange gehöre. Die antike Geringschätzung der Ehe wirkt noch nach, wenn diese zunächst nur als ein gottverordnetes Mittel der Selbstbewahrung und des Kindererzeugens erscheint. Aber Paulus redet doch auch sehr nachdrücklich von der gegenseitigen Achtung und Liebe der Ehegatten und den Aufgaben christlicher Kinderzucht.

Gewiß besteht er auf der Unterordnung des Weibes unter den Mann und tritt allen Emanzipationsgelüsten der Frauen in Korinth sogar mit Schärfe entgegen: nicht nur, daß er verschleiertes Erscheinen in den gottesdienstlichen Versammlungen verlangt, er versucht ihr Auftreten als Prophetinnen ganz zu unterdrücken. Dennoch hebt er geflissentlich die völlige Gleichstellung von Mann und Weib vor Gott hervor. Grade durch die strengere Sitte kommt eine höhere Schätzung der Frau zum Ausdruck. Nicht Gleichheit in äußeren Dingen, aber Gleichwertigkeit in religiöser Hinsicht ist sein Gesichtspunkt.

Man hat neuerdings das Vorkommen sog. geistlicher Ehen, d. h. ein Zusammenleben von Asketen mit geweihten Jungfrauen, wie es die spätere Kirche kennt, auch für die urchristliche Zeit schon aus 1. Kor. 7, 36–37 erschließen wollen. Mir erscheint die ältere Auslegung mehr im Recht, welche hier an Recht und Pflicht des Vaters denkt, für Verheiratung seiner Töchter zu sorgen.

Zum christlichen Hause gehören zunächst die Kinder, deren sorgfältige, von Liebe getragene Erziehung den Eltern zur Pflicht gemacht wird, während umgekehrt den Kindern von Christentums wegen Ehrfurcht und Gehorsam gegen die Eltern eingeschärft wird.

Neben den Kindern stehen die Sklaven – ein besonders schwieriges Problem für die jungen Christengemeinden. Nach Gesetz und Rechtsanschauung persönlich rechtlos und der Willkür ihrer Herren preisgegeben, die sie nach Belieben zu jedem, auch schändlichem Zwecke verwenden, sie jeden Augenblick verkaufen, nach Laune züchtigen, in ihre Familienverhältnisse eingreifen konnten, hatten sie freilich schon durch die Theorien der jüngeren Popularphilosophie von den allgemeinen Menschenrechten auch der Sklaven in praxi eine viel günstigere Stellung erlangt. Die Sitte forderte eine leidlich gute Behandlung, besonders auch Freiheit in Ausübung religiöser Kulte. Es gab Herren, die freundlich, ja freundschaftlich mit ihren Sklaven verkehrten, und Sklaven, die nicht nur hohe Bildung besaßen, sondern auch mit Genehmigung ihrer Herren große Vermögen erworben hatten. Die Freilassung war immer häufigere, bei Todes-

fällen fast stehende Sitte geworden, und auch Freikauf durch den Sklaven selbst wurde möglich. Aber alledem fehlte die sichere Rechtsgrundlage: es hing von dem guten Willen des Eigentümers ab, denn rechtlich blieb der Sklave ein Besitzgegenstand. Das Christentum hat hieran nichts geändert, trotzdem es mit seiner Predigt von der Gleichheit aller vor Gott und der Brüderlichkeit aller untereinander die stoische Rede von den allgemeinen Menschenrechten noch weit überbot, trotzdem es mit dieser Theorie auch im Leben Ernst machte und den Sklaven in der Gemeindeversammlung fühlen ließ, daß er ein gleichgeachteter christlicher Bruder sei. Es beließ die äußeren Rechtsverhältnisse. Paulus redet den Sklaven, selbst wenn sie frei werden können, zu, doch lieber Sklaven zu bleiben, und er sendet den entlaufenen Sklaven Onesimus, der bei ihm Zuflucht gesucht hatte und durch ihn bekehrt worden war, seinem Herrn Philemon mit einem bewundernswert zarten Empfehlungsbriefchen zurück, das kein Wort von Freilassung enthält, dafür aber dem Schuldigen Verzeihung und freundliche Behandlung sichert. Nicht das äußere Rechtsverhältnis sollte umgestaltet werden: Loskaufung aller Sklaven hätten die Gemeinden sicher nicht erschwingen können; obendrein wären nur zahlreiche unsichere Existenzen geschaffen worden. Aber innerlich wurde das Verhältnis anders, sobald der Herr im Sklaven den christlichen Bruder sah, über dessen Behandlung er einem höheren Herrn Rechenschaft schuldig sei. Dieser Herr machte ihm auch seinem heidnischen Sklaven gegenüber volle Humanität zur Pflicht. Umgekehrt hatte der Sklave in seinem christlichen Glauben nicht nur einen Ausgleich für alle Unbilden, die er von seinem heidnischen Herrn erfuhr, sondern auch einen Antrieb zu willigem und ehrlichem Gehorsam um Gottes willen. Dafür aber, daß christliche Sklaven christlicher Herren sich nicht als „Brüder in dem Herrn“ anmaßend und auflehnend benahmen, sorgte die Gemeinde, indem sie ihnen die Pflicht der Botmäßigkeit von Glaubens wegen einschärfte.

Wie Keuschheit im Wandel, so galt Redlichkeit im Handel ebenso sehr als Christenpflicht, wie es unter den Heiden daran fehlte. Jede Übervorteilung ist unchristlich. Glaubt der Christ sich geschädigt, so soll er darum nicht gleich prozessieren; ist der Streit nicht durch ein brüderliches Schiedsgericht innerhalb der Gemeinde beizulegen, so soll er lieber unrecht leiden. Die Gemeinden haben darauf zu sehen, daß ihre Glieder nicht durch unordentlichen Lebenswandel nach außen Anstoß geben. Bei der gespannten Erwartung der Wiederkunft des Herrn und damit des Weltendes lag die Gefahr nahe, die irdischen Angelegenheiten ganz zu vernachlässigen und in ein unruhiges, geistlich-übergeschäftiges Treiben zu verfallen, wohl gar statt stiller Propaganda eine ungestüme Politik zu treiben. Paulus tritt dieser in Thessalonich sich zeigenden Neigung mit aller Energie entgegen und hat dabei das für allezeit die Arbeit zur Christenpflicht stempelnde Wort geschrieben: „Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen". Frommer Bettel war dem natürlich zuwider, der nicht einmal für sich selbst von dem Recht des Missionars auf Unterhalt durch die Gemeinden Gebrauch machte.

Zu den häuslichen und bürgerlichen Pflichten treten die gegenüber der Gemeinde. Es wird darauf gesehen, daß der Zusammenschluß ein möglichst enger ist. Nicht überall fand das Anklang. Die Korinther z. B. waren der Meinung, der Zugehörigkeit zu der neuen Religionsgemeinschaft sei genug getan, wenn man gelegentlich zu ihren Versammlungen komme. Im übrigen lebten sie weiter wie bisher, gingen z. B. vor Gericht und verkehrten mit ihren nichtchristlichen Freunden, selbst wenn diese sie zum Opferschmaus in heidnische Tempel einluden. Das letztere verabscheut Paulus entschieden; Verkehr im heidnischen Privathaus gibt er frei, doch sichtlich mit Zurückhaltung. Daß Christen vor heidnischen Tribunalen streiten, findet er eine Schmach für die Gemeinde. In den Versammlungen aber verlangt er wirkliche Durchführung des Gedankens brüderlicher Gemeinschaft.

Die Anforderungen, welche die Gemeinde an ihre Glieder ſtellte, waren gewiß nicht gering, zumal bei den Begüterten. Einzelne ſtellten ihr ganzes Haus zur Verfügung als Verſammlungsſtätte, andere nahmen den Miſſionar mit ſeinen Gehilfen auf, beherbergten auswärtige Brüder, kümmerten ſich um die Armen und Kranken. Für alle dieſe Liebesdienſte gab es ja anfangs noch keine verantwortlichen Beamten, auf die man die Laſt abwälzen konnte: es war jedes Chriſten Bruderpflicht. Freiwillige Leiſtungen, gewiß nur von wohlhabenderen zu übernehmen, waren auch die Geſandtſchaftsreiſen zu dem Apoſtel, wie z. B. die des Stephanas und ſeiner Begleiter von Korinth nach Epheſus. Jeder briefliche Verkehr ſetzt ſolche freiwillige Boten voraus und wiederum ſolche, die ſie gaſtlich beherbergten.

Die Liebestätigkeit der Chriſten war aber keineswegs auf die Gemeindemitglieder, auf die Glaubensgenoſſen beſchränkt: allen Menſchen gegenüber ſollte ſie ſich zeigen. Und wir werden annehmen dürfen, daß gerade dieſe uneingeſchränkte Erweiſung liebevoller Fürſorge dem Chriſtentum viele Freunde und Anhänger grade unter den Bedürftigen erwarb.

Dabei ſteht das Privateigentum ganz unangetaſtet da — nirgends die geringſte Andeutung kommuniſtiſcher Verſuche. Ja wir ſahen, es fehlte ſogar eine Gemeindekaſſe. Der Gedanke der Beſitzentäußerung um jeden Preis, wie wir ihn bei einzelnen Philoſophen zum teil mit ſehr utilitariſtiſchen Motiven finden, lag den Chriſten dieſer erſten Zeit noch fern. Ebenſowenig ſehen wir jene Übung des Almoſengebens, wie bei den Juden, nur um zu geben.

Daß ſich beſtimmte Sitten wie z. B. die regelmäßiger Gebetsſtunden, wahrſcheinlich auch beſtimmter Faſtenzeiten nach jüdiſchem Muſter bald entwickelt haben, iſt möglich, wenn ſchon nicht ſicher nachweisbar. Bei Paulus klingt noch das „Betet ohne Unterlaß“. Selbſtverſtändlich haben die Chriſten nicht verſäumt, was bei frommen Heiden wie Juden Sitte war, jede Mahlzeit mit Gebet zu weihen. In der Formel, falls es ſchon eine ſolche gab, mögen ſie ſich an die Juden angeſchloſſen

haben. Auch die Eheschließung wird ohne Zweifel einer religiösen Weihe nicht entbehrt haben. Hält doch Paulus darauf, daß, so wenig die bestehenden Mischehen aufgelöst werden sollen, keine solchen neu eingegangen werden; wenn eine Witwe wieder heiratet, so soll es „im Herrn", d. h. innerhalb der christlichen Gemeinde geschehen. Sicherlich haben die Christen auch von Anfang an ihre Toten nicht nach griechisch-römischer Sitte verbrannt, sondern nach jüdisch-orientalischer begraben. Auch hierbei hat sich ohne Zweifel die Gemeinde als solche beteiligt; ja es scheint, als seien die Gemeinden nach außen oft geradezu als Begräbnisvereine aufgetreten.

Viel trug zur Ausbildung einer christlichen Sitte auch der rege Verkehr mit bei, den die Gemeinden untereinander und auch mit den Gemeinden Palästinas unterhielten. Zunächst freilich stand auf heidenchristlichem Boden jede Gemeinde für sich in voller Selbständigkeit, anders als in Palästina, wo die zentrale Stellung der heiligen Stadt auch der dortigen „Urgemeinde" die Bedeutung der Muttergemeinde für alle judenchristlichen Gemeinschaften gab. Die Gemeinden von Philippi, Thessalonich, Korinth, Ephesus u. s. f. standen einander völlig gleich und hatten weder zu Jerusalem noch etwa zu der Metropole des Heidenchristentums, Antiochia, ein Verhältnis der Abhängigkeit. Ein starker Zusammenhalt war allerdings in der Person des Apostels, des gemeinsamen Gründers gegeben. Und eben dieser geistliche Vater betonte nachdrücklich die geschwisterlichen Beziehungen seiner Gemeinden untereinander. Wie bei ihm die Nachrichten von allen Seiten zusammenliefen, wie er oft genug Abgesandte verschiedener Gemeinden um sich versammelte, so verlangte er auch von den Einzelgemeinden, daß sie sich nach den andern richten sollten: die individualistisch gestimmten, auf ihre eigene Einsicht und auf ihre Freiheit pochenden Korinther weist er wiederholt auf die Sitte der andern Gemeinden hin. Und tatsächlich muß der Verkehr der Gemeinden untereinander ein so reger gewesen sein, daß er von selbst ausgleichend auf die Ausgestaltung des Lebens der Einzelgemeinden und ihrer Sitte einwirkte. Auch hier-

über erfahren wir aus der Apostelgeschichte fast nichts, können dafür aber aus gelegentlichen Notizen der Briefe vielerlei entnehmen. Nicht nur daß die Nachbargemeinden Kolossä und Laodicea die Grüße und Schreiben des Apostels austauschten[1]): Leute der Chloë, offenbar das Gesinde einer vornehmen Dame, kommen von Korinth nach Ephesus[2]); Phoebe, eine angesehene Frau in Kenchreae, der Hafenstadt Korinths, die Paulus als Dienerin der Gemeinde und seine Patronin bezeichnet, reist nach Rom[3]). Von Thessalonich und der vorbildlichen Art des dortigen Christenlebens hat man in Makedonien und Achaia, ja in der ganzen Welt gehört[4]). Die Philipper senden zu Paulus nicht nur nach Thessalonich und Korinth, sondern bis nach Rom hin[5]). Die Schüler des Apostels setzen den Gefangenen unablässig mit allen seinen Gemeinden in Verbindung[6]). Ja Paulus hat selbst für eine Berührung mit der judenchristlichen Urgemeinde gesorgt, indem er seine Gemeinden veranlaßte, für die Armen Jerusalems zu sammeln und diese Kollekte durch eine große Gesandtschaft überbringen zu lassen; er selbst stellte sich an deren Spitze, was dann der Anlaß zu seiner Katastrophe wurde.

Wir wiesen schon darauf hin, daß sich innerhalb des weiten heidenchristlichen Gebietes sehr verschiedene Kräfte geltend machten. Missionare wie Paulus, Barnabas und Apollos, wennschon einig in der Hauptsache, der Berechtigung des gesetzesfreien Evangeliums für die Heiden, mögen doch in praxi recht verschieden gewirkt haben. Ein volles Verständnis für den eigentümlich freien Geist seiner Missions- und Organisationstätigkeit fand Paulus bei den wenigsten seiner Mitarbeiter. Gegen Ausgang seines Lebens mehren sich die Klagen über seine Missionsgenossen. Nur Timotheus gilt ihm als völlig zuverlässig: „Ich habe keinen, der so gar meines Sinnes sei“ (Phil. 2, 20). Dies mag uns erklären, daß in den Gemeinden doch bald an die Stelle des unbedingten Vertrauens auf die Wirkungen des Geistes, wie wir es

[1]) Kol. 4, 15f. — [2]) I. Kor. 1, 11. — [3]) Röm. 16, 1. — [4]) I. Thess. 1, 7f. — [5]) Phil. 4, 15f., II. Kor. 11, 9. — [6]) Kol. 4, 10ff., Phil. 2, 19. 25, II. Tim. 4, 9ff., 19ff., Tit. 3, 12ff.

bei Paulus finden, eine mehr gesetzliche Regelung des Lebens getreten ist.

Dazu aber kam der große Kampf mit dem Judaismus, der nicht nur das Leben des Paulus auf das nachhaltigste beeinflußt hat, sondern auch für die weitere Ausgestaltung des Christentums in der Folgezeit von Bedeutung geworden ist.

Wir sahen im vorigen Kapitel, wie sich in der Urgemeinde selbst verschiedene Strömungen entwickelten. Neben der von den Jüngern Jesu vertretenen Mitte standen zwei extreme Parteien: die eine, die man sich als judaistisch zu bezeichnen gewöhnt hat, bald unter Führung des Jakobus, streng jüdisch-national, hielt an der ewigen Gültigkeit des Gesetzes und seiner Heilsnotwendigkeit für alle fest; die andere, die der Hellenisten, von einem erweichten Judentum ausgehend, betrachtete das Gesetz als eine zeitlich bedingte, vorübergehende Institution rein nationaler Art oder deutete es doch ganz spiritualistisch um und war daher befähigt, das Evangelium auch den Heiden darzubieten. Von selbst wurde diese Richtung mehr und mehr aus den engen Schranken des Judentums in das weite Feld der Heidenmission hinausgetrieben. Die Urgemeinde verfolgte die Schritte dieser Hellenisten nicht ohne Bedenken, die judaistische Partei mit offenbarem Widerwillen. Die Apostelgeschichte erzählt uns, wie man sowohl der Samaritermission des Philippus als der Heidenmission der Hellenisten in Antiochia eine Art Kontrolle nachsandte, beidemal aber mit einem für die Hellenisten günstigen Effekt: Petrus selbst trat in die Samaritermission ein und Barnabas blieb gleich in Antiochia. Die judaistische Partei war aber dadurch keineswegs befriedigt. Im Gegenteil, als durch die zielbewußte Arbeit des Paulus das von den Hellenisten begonnene Werk einen ungeahnten Aufschwung nahm; als es klar wurde, daß es sich nicht mehr um einzelne Heidenbekehrungen als Ausnahmen handele, sondern um die Bildung ganzer heidenchristlicher, gesetzesfreier Gemeinden: da gingen die Judaisten auch ihrerseits aggressiv vor. Es galt, nicht sowohl die Heidenmission hintanzuhalten – das war nicht mehr möglich –,

aber sie in die rechte Bahn zu lenken, ihre Erfolge dem Judaismus selbst dienstbar zu machen. Vertreter der Partei erschienen in Antiochia und erklärten dort: wirkliches Christentum könne nur da anerkannt werden, wo die Grundlage des Judentums gegeben sei. Gewiß könnten Heiden den christlichen Gemeinden beitreten, aber nur als Proselyten des Judentums, d. h. sie müßten sich beschneiden lassen und damit die Verpflichtung zu voller Gesetzesbeobachtung auf sich nehmen. Seien sie so von heidnischer Unreinigkeit befreit, dann könnten sie auch durch den Glauben an Jesus als den Messias Anwartschaft auf die künftigen Heilsgüter der messianischen Zeit erlangen. Dann sei für die Judenchristen ein brüderlicher Verkehr mit ihnen möglich. Ohne diese Voraussetzung aber sei jeder Verkehr mit diesen Heidenchristen für den beschnittenen Gläubigen verunreinigend; ja es sei fraglich, ob man jene überhaupt als Christen, als des Heiles teilhaftig betrachten dürfe.

Gewiß war das nicht die Meinung aller Judenchristen. In Antiochia selbst hatte sich offenbar der jüdische Teil der Gemeinde mit dem heidnischen vollkommen brüderlich zusammengeschlossen, was freilich nicht möglich war ohne Verzicht auf manche Vorschriften des Gesetzes und manche jüdische Sitten. Auch in Jerusalem dachte eine große Partei anders: die Heiden sollten gerne als christliche Brüder anerkannt werden ohne Nötigung zur Beschneidung und Gesetzesbeobachtung, wenn man nur selbst in Fortsetzung der bisherigen Gewohnheit die eigne nationale Sitte als solche, nicht als Bedingung zur Erlangung des Heils, fortsetzen könnte. Das war die Stimmung in dem durch die unmittelbaren Herrnjünger bestimmten Kreise.

Im Vertrauen hierauf konnten Paulus und Barnabas es wagen, im Gegensatz zu den judaistischen Forderungen in Antiochia direkt das Votum der Autoritäten der Urgemeinde einzuholen. Sie taten den Schritt nicht, als ob sie sich damit unter eine höhere Instanz beugen wollten — so ist es von judaistischer Seite nachmals aufgefaßt worden, und auch der Verfasser der Apostelgeschichte sieht es etwas in diesem Lichte — Paulus, der uns in

Gal. 2 selbst eine Darstellung dieser Vorgänge gegeben hat, fühlt sich durchaus selbständig. Ihm hat niemand etwas zu sagen außer seinem Herrn. Nur den auf die Autoritäten Jerusalems sich berufenden Judaisten gegenüber soll es ein für allemal zur Beruhigung der Gemeinden festgelegt werden, daß die Säulen der Urgemeinde, Petrus und Johannes und sogar Jakobus, die Prinzipien und die Praxis der Heidenmission vollkommen anerkannt haben. Auf einer Zusammenkunft in Jerusalem, dem sog. Apostelkonvent (oder in mittelalterlicher Auffassung: Apostelkonzil) reichten sie sich zum Zeichen gegenseitiger Anerkennung die Rechte. Deutlich geschieden sollten Juden- und Heidenmission friedlich nebeneinander zu recht bestehen. War doch das Recht der letzteren durch die Tatsachen, durch den gottgeschenkten Erfolg außer Frage gestellt. Zu äußerer Bekräftigung der Gemeinschaft wurde nur verabredet, daß sich die heidenchristlichen Gemeinden die materielle Fürsorge für die Armen der Urgemeinde angelegen sein lassen sollten – so Paulus. Die Apostelgeschichte gibt allerdings eine abweichende Darstellung: danach erscheint nicht nur die Urgemeinde als das Tribunal, vor dem sich Paulus und Barnabas auf judaistische Anklage hin verantworten, sondern zugleich als die Oberinstanz, die den heidenchristlichen Gemeinden bestimmte Verpflichtungen auferlegt; sie können nur anerkannt werden, wenn sie wenigstens ein Minimum von gesetzlichen Vorschriften auf sich nehmen: die nach rabbinischer Ansicht für den Verkehr von Juden und Heiden unerläßlichen sog. noachischen Gebote, welche der Verunreinigung durch Götzendienst, durch die damit oft verbundene Unzucht und durch den dem Juden streng verbotenen Blutgenuß vorbeugen sollten. In Form eines Sendschreibens der Apostel und Ältesten von Jerusalem an die Gemeinde zu Antiochia wäre nach der Apostelgeschichte die durch diese Forderungen eingeschränkte Anerkennung – das sog. Apostoldekret – den Gemeinden des Paulus zugekommen und von diesem auch wenigstens in den Gemeinden seines bisherigen Wirkungskreises durchgeführt worden. Daß diese Darstellung gegenüber der eignen des Paulus in Gal. 2

zurücktreten muß, ist gegenwärtig fast allgemein anerkannt. Hat Paulus doch auch später, als in Korinth Zweifel über die Berechtigung, Götzenopferfleisch zu essen, auftauchten, mit keinem Wort dieser vorgeblichen Entscheidung gedacht. Wie der Verfasser der Apostelgeschichte zu seiner abweichenden Darstellung kam, begreift sich leicht, wenn wir beobachten, welchen Nimbus für ihn überhaupt die „Urgemeinde" hat. Er kann sich eine von ihr und ihren „Aposteln" ganz unabhängige Heidenmission garnicht mehr denken; für das Selbstständigkeitsbewußtsein des Paulus hat er bei dieser Schätzung der Jerusalemer kein Verständnis. Dazu bot ihm nun eine seiner Quellen das sog. Aposteldekret, offenbar als Manifest einer jerusalemischen Partei, der Leute des Jakobus, an irgendwelche heidenchristlichen Gemeinden Syriens. Es ist wohl denkbar und wird durch Apostelgeschichte 21, 25 nahegelegt, daß tatsächlich einmal in späterer Zeit, als Paulus längst sein erstes Missionsfeld verlassen hatte, ein derartiges Schreiben hierher erging, von dem Paulus erst durch Jakobus bei seinem letzten Besuch in Jerusalem erfuhr. Indem der Verfasser der Apostelgeschichte dies irrtümlich vordatierte und mit jener Zusammenkunft der Missionsleiter in Jerusalem in Verbindung brachte, hat er erst den Widerspruch geschaffen, mit dem sich die neuere Kritik so viel abgequält hat und noch abquält[1]).

Das Resultat der Konferenz in Jerusalem bedeutete für Paulus und Barnabas ohne Zweifel einen großen Erfolg. Die Judaisten konnten, so schien es, ihnen nun bei ihrer Heidenmission nichts mehr in den Weg legen. Petrus kam selbst nach Antiochia, um die brüderliche Gemeinschaft zu betätigen, und hier ging es ihm wie einst Barnabas: unter dem Eindruck des blühenden Gemeindelebens, des innigen Verkehrs aller, unbeschadet

[1]) Es sei ausdrücklich gesagt, daß unsere hier gegebene Erklärung keineswegs von allen Seiten anerkannt ist. Es vergeht kaum ein Jahr, wo nicht ein neuer Lösungsversuch auftaucht. Sie hier zu registrieren, wäre unnütz. Die Hauptsache, die Richtigkeit und Unumgänglichkeit des paulinischen Berichtes steht fest.

ihrer früheren nationalen Trennung, vergaß er, daß er Jude war, setzte er sich über die Beschränkungen der jüdischen Sitte hinweg, und trat mit den unbeschnittenen Heidenchristen in volle Tischgemeinschaft. Gewiß war das im Sinne und Geiste seines Herrn, an dessen Seite er in mehrjährigem vertrauten Umgang etwas von dieser nur auf das Innere sehenden Freiheit von aller zeremoniellen Form und gesetzlichen Bindung in sich aufgenommen hatte. Aber es war ein Neues gegenüber seiner bisherigen Praxis; denn als Juden unter Juden hatten er und seine Mitjünger naturgemäß im Rahmen jüdischer Sitte weiter gelebt, ohne sich dadurch beengt zu fühlen. Was Petrus mit gutem Gewissen tun konnte, wurde ihm aber von andern auf das schlimmste verdacht. Leute von Jakobus kamen nach Antiochia – wir wissen nicht, ob zufällig, ob zur Beobachtung des Petrus oder auf die Nachricht von dessen „Abfall" hin, jedenfalls stellten sie ihn sofort zur Rede und bewirkten, daß er den Verkehr mit den Heidenchristen abbrach und sich auf einen engen judenchristlichen Kreis zurückzog. Es ist das nicht so zu verstehen, als habe er sich völlig von der paulinischen Gemeinde getrennt: er kam zu ihren Versammlungen. Aber er aß nicht mehr mit ihnen an einem Tisch und bezeugte damit, daß sie für ihn unrein seien. Und das war Petrus, das anerkannte Haupt der Jünger, der dem Herrn am nächsten gestanden hatte! Sein Verhalten mußte von einschneidendster Bedeutung sein. Nicht nur, daß er den Judenchristen damit das Beispiel gab – selbst Barnabas, Paulus' langjähriger Mitarbeiter, fühlte sich nun plötzlich bewogen, die Tischgemeinschaft der Heiden zu verlassen und sich dem judenchristlichen Kreise um Petrus anzuschließen –: durch sein Verhalten war den Heidenchristen klar vor Augen gestellt, daß sie von den führenden Männern nicht voll als Brüder angesehen wurden, daß jüdisches Gesetz und jüdische Sitte eine Scheidewand bildeten, die sie fernhielten von dem engeren Kreise derer, die sich Jünger des Herrn in besonderem Sinne nennen durften. Damit mußte zweifelhaft werden, ob sie wirkliche Christen im Vollsinne seien und, so wie sie waren, eine An-

wartschaft auf die Gemeinschaft des Herrn hätten. Ein moralischer Zwang war ausgeübt, bei aller äußeren Anerkennung des Heidenchristentums. Um der Gemeinschaft mit einem Petrus, Barnabas u. a. willen schien es doch wünschenswert und um der Sicherheit des zukünftigen Heiles willen ratsam, auf diese von Paulus so betonte Freiheit vom Gesetz zu verzichten und sich der jüdischen Art zu beugen: sich beschneiden zu lassen und die Speisegebote zu beobachten. Es war eine für den Fortbestand des paulinischen Evangeliums höchst bedrohliche Situation, und wir begreifen, daß der alle Fragen stets bis in ihre letzten Konsequenzen verfolgende Heidenapostel, durch das Benehmen des Petrus höchlichst aufgebracht, vor allem aber erregt durch den Abfall seines langjährigen Freundes und Mitarbeiters Barnabas, sich zu energischem Vorgehen gedrängt sah. Vor versammelter Gemeinde hielt er dem Petrus das Wankelmütige, Unbeständige, Ungerechtfertigte seines Verhaltens vor – er nennt es geradezu Menschenfurcht, Heuchelei: wer selbst sich der Beobachtung des Gesetzes (wenn auch nur vorübergehend) entwachsen gezeigt hat, hat kein Recht mehr, auf andere einen (ob auch nur moralischen) Druck zur Gesetzeserfüllung auszuüben. Der Glaube an Christus bedeutet den Verzicht auf das ganze System der Gesetzesgerechtigkeit für die Juden. Wer Christ ist, ist eben damit der heidnischen Unreinigkeit entnommen. Ist es doch gar nicht mehr heidnisches Leben, das er lebt, so wenig wie jüdisch-gesetzliches: es ist ein neues, christliches Leben. Erst im Verzicht auf jede Gesetzlichkeit kommt Gottes Gnade zu ihrem vollen Recht. – Es sind gewaltige Worte, wie sie Paulus in seiner zusammenfassenden Wiederholung Gal. 2 uns selbst vorführt. Man kann nicht zweifeln, daß sie Eindruck gemacht haben. Petrus hat sich der Wucht dieser auf die letzten Prinzipien zurückgehenden Darlegung, hinter der die ganze Persönlichkeit des Paulus in ihrer aus innerster Erfahrung geschöpften Kraft mit der glänzenden Art seiner geschulten Dialektik stand, gewiß ebensowenig entziehen können als Barnabas, den wir später wieder ganz mit Paulus einig finden.

Die neuere Kritik hat die Bedeutung dieser „Antiochiaszene", von der wir in der Apostelgeschichte garnichts lesen, erst ins rechte Licht gestellt; aber sie ist zunächst in eine begreifliche Übertreibung verfallen, wenn sie hier den prinzipiellen Widerstreit zwischen Petrus und Paulus, Judaismus und Paulinismus offenbar werden zu sehen glaubte, ja in den Worten des Paulus die Kriegserklärung fand, die einen langwierigen, die ganze weitere Entwicklung bestimmenden Streit der beiden Teile der Christenheit eingeleitet habe. Was Petrus und die gemäßigten Judenchristen anlangt, so hat Paulus offenbar gesiegt. Dafür scheint uns die bekannte, von der Apostelgeschichte Kap. 10 nur zeitlich zu früh angesetzte Cornelius-Geschichte (vgl. oben S. 12) ein sicherer Beleg. Was Petrus in Antiochia zunächst ohne Bedenken getan hatte, was er dann aber unter dem Druck judaistischer Einreden aufgegeben hatte, das sehen wir ihn hier zwar auch widerstrebend, aber auf ausdrückliche göttliche Offenbarung hin tun: er geht in ein heidnisches Haus, predigt daselbst, nimmt auf die deutlichen Anzeichen des Glaubens und des Geistesempfanges hin den Hauptmann Cornelius mit seiner Familie unbeschnitten in die christliche Gemeinde auf und genießt dann ruhig die Gastfreundschaft dieses heidenchristlichen Hauses. Natürlich wird er deswegen in Jerusalem zur Rede gestellt, aber er kann sich, wie einst Paulus, durch Hinweis auf den in den Tatsachen sich klar offenbarenden Willen Gottes glänzend rechtfertigen.

Es gibt aber immer Menschen, die auch aus offenkundigen Tatsachen nichts lernen wollen. Ihre Überzeugungen stehen ihnen als unumstößliche Gottessatzungen fest, von denen sie sich durch nichts abbringen lassen. So die extreme Partei der Judaisten. Sie gaben den Kampf wider Paulus nicht auf, im Gegenteil, sie folgten ihm und suchten sein Werk in ihrem Sinne umzugestalten.

Er hatte sich nach den Auseinandersetzungen in Jerusalem und Antiochia von seinem Freund Barnabas und seinem bisherigen syrisch-kilikischen Missionsgebiet getrennt und sich in Kleinasien, Makedonien und Griechen-

land ein neues Feld seiner Tätigkeit gesucht, mit glänzendem Erfolg, wie wir sahen. In Galatien, Philippi, Thessalonich, Korinth, Ephesus erwuchsen blühende Gemeinden von wesentlich heidenchristlichem Charakter. Gewiß waren sie noch vielfach unfertig (wir betonten grade dies Moment), auch in sittlicher Beziehung, aber es wehte ein gesunder kräftiger Hauch christlichen Geistes in ihnen. In der Luft paulinischer Freiheit begann ein echt evangelisches Leben sich zu gestalten. Da kamen die Judaisten nach Korinth sowohl als nach Galatien. Auch ihnen bot die jüdische Synagoge den Anknüpfungs- und Stützpunkt, aber nicht, um von dort aus neue Kreise dem Evangelium zu gewinnen, sondern um die paulinischen Gemeinden zur Synagoge zurückzuführen. Diese „falschen Apostel", wie Paulus sie nennt, fühlten sich mehr als Juden wie als Christen. Innerhalb der Synagoge wollten sie sich zu Jesus und seinem Evangelium bekennen; nur mit Beschnittenen, Gesetzestreuen wollten sie verkehren. Dennoch gingen sie in die weite Heidenwelt, getrieben von jenem propagandistischen Eifer, den wir Jesus selbst an den Schriftgelehrten tadelnd hervorheben sehen, angestachelt zugleich von Eifersucht auf die beispiellosen Erfolge des großen Heidenmissionars. Sie wollten einerseits ihre Volksgenossen zusammenhalten, sie von der ihnen durch Paulus drohenden Gefahr des Abfalls vom väterlichen Gesetz bewahren; andrerseits versuchten sie auch auf die von Paulus selbst bekehrten Heiden Einfluß zu gewinnen und sie in ihr Lager hinüberzuziehen. In Galatien ist es klar, daß sie die Forderung der Beschneidung und Gesetzesbeobachtung offen gestellt hatten; in Korinth scheinen sie vorsichtiger zu Werke gegangen zu sein, indem sie eine zwischen der Gemeinde und ihrem Apostel bestehende Differenz benutzten, um zunächst dessen Ansehen gründlich zu untergraben. Die perfide Art, wie sie dies durch Ausstreuung der gemeinsten persönlichen Verdächtigungen taten, zeigt ebenso wie ihre Propaganda auf einem wohlbestellten Missionsfeld statt auf heidnischem Brachlande, daß Paulus ein Recht hat, sie als „falsche Brüder", „Satansdiener" zu bezeichnen, deren letzter Zweck schließlich die Verkehrung

und Vernichtung des Evangeliums sei. Sie selbst haben natürlich anders gedacht; wir werden ihnen zugestehen dürfen, daß sie bona fide handelten, wenn sie behaupteten, die paulinische Form des Christentums als eine ungenügende, unvollkommene erst durch den Zusatz des Gesetzes zur wahren Höhe des Evangeliums erheben, erst durch ihre jüdische Gesetzlichkeit den heidenchristlichen Gemeinden die volle Gerechtigkeit bringen zu wollen. Es waren in der Tat zweierlei Ideale, die hier aufeinanderstießen, zwei grundverschiedene Auffassungen der Religion und des Christentums insbesondere. Die eine wollte jüdisches Wesen als durch Gottes heiliges Gesetz endgültig legitimiert zu der allgemeingültigen Form aller Religion erheben; sie sah in dem Christentum nur eine besondere Art des Judentums, blieb damit aber auf der alttestamentlichen Stufe stehen, die das Verhältnis der Menschen zu Gott als eine Rechtsordnung auffaßt. Die andere sah in dem Christentum ein Neues: die Religion gestellt auf Gottes freie Gnade in Christus und des Menschen gläubige Erfassung derselben, damit aber die Relativität und Vergänglichkeit der ganzen alttestamentlichen Gesetzesordnung und der darauf begründeten jüdischen Sitte bewiesen. Hielt jene sich an die äußere Form der Erscheinung Jesu, so hatte diese sein innerstes Wesen begriffen; daß er als Jude unter Juden jüdisch gelebt hatte, kam für sie nicht mehr in Betracht gegenüber dem Allgemein-menschlichen, das den Kern seiner Verkündigung, das Entscheidende in seinem Verhalten bildete. Ganz abgesehen von dem Persönlichen mußte diese Auffassung das Übergewicht erlangen; auf ihrer Seite stand das höhere historische Recht. Das wurde verstärkt durch die persönliche Überlegenheit des Paulus, auf dessen Seite auch das moralische Recht stand: er konnte alle Verdächtigungen mit Stolz zurückweisen und die Taktik der Gegner in ihrer ganzen Erbärmlichkeit aufdecken. So hat er in Galatien sowohl als in Korinth den Sieg davon getragen, nicht minder in Rom, wo während seiner Gefangenschaft dieser innere Streit der christlichen Parteien noch ein für ihn besonders schmerzliches Nachspiel fand. Auf der ganzen Linie hat sich

zunächst seine Auffassung des Christentums als einer neuen, zwar alttestamentlich fundierten, dem Judentum gegenüber aber selbständigen Religion durchgesetzt.

Der Kampf aber war ein sehr harter und langwieriger, der Widerstand ein hartnäckiger und schließlich der Sieg doch kein ganz unbedingter. Die von den Judaisten vertretene Auffassung der Religion als eines Kontraktverhältnisses zwischen Gott und Mensch entspricht dem allgemein menschlichen Gefühl viel mehr als die von Paulus aus dem Evangelium Jesu geschöpfte Predigt von der unbedingt freien Gnade Gottes, die eben auch unbedingt freie Hingabe des sündigen Menschen verlangt. Was dem zerknirschten Gewissen ein erlösender Trost ist, das ist für den Durchschnittsmenschen allerdings entweder unverständlich oder ein verhängnisvoller Freibrief, sich von jeder sittlichen Anstrengung zu dispensieren. So werden wir uns nicht wundern, wenn Paulus zwar als Sieger aus jenem großen Kampfe hervorging – seine Briefe wurden aufbewahrt, von seinen Gegnern wissen wir nur durch ihn –, aber doch letztlich unverstanden blieb; wenn wir in der nächstfolgenden Periode sich in seinen eigenen Gemeinden eine neue Form der Gesetzlichkeit ausbilden sehen, die sich zwar im Gegensatz zu der jüdisch-alttestamentlichen auf das Evangelium berief, aber zu diesem doch in innerstem Widerspruch stand.

Übrigens scheint es, als habe Paulus selbst hie und da eine solche Entwicklung angebahnt. Sein hohes Vertrauen auf die selbständige Wirksamkeit des Geistes in den Gemeinden hielt nicht immer vor. Groben Mißständen gegenüber, die er in seinen Gemeinden fand, griff er doch gesetzgeberisch ein: so wollte er die Feier des Herrnmahles in Korinth persönlich bei seiner nächsten Anwesenheit „ordnen“; so hat er offenbar mehr und mehr auf eine feste sittliche Unterweisung in seinen Gemeinden hingearbeitet. Stellt sich ihm auch der neue Christenwandel mit all seinen Tugenden immer als Frucht des Geistes dar, so baut er doch gleichsam ein Spalier, um diese Frucht recht zu ziehen. – Trotz alledem

darf man die Bedeutung dieſes judaiſtiſchen Kampfes nicht überſchätzen: er bildet eine tiefeinſchneidende Epiſode im Leben der Heidenchriſtenheit, nicht aber einen konſtitutiven Faktor ihrer Entwicklung. Es waren nur heftige, durch Infektion erzeugte Fieberanfälle, und es zeugt für die geſunde Kraft der pauliniſchen Gemeinden, daß ihre Konſtitution dieſe ſo raſch überwand.

III. Kapitel.

Die Chriſtenheit im nachapoſtoliſchen Zeitalter.

(Die werdende Kirche.)

Die ſechziger Jahre brachten dem jungen Chriſtentum Schläge von tiefeingreifender Bedeutung. Sie beraubten es zuerſt ſeiner namhaften Führer und Miſſionare, ſie nahmen ihm dann die urſprüngliche Heimat und beſiegelten ſo den Übergang vom judenchriſtlichen Boden Paläſtinas auf den der griechiſch-römiſchen Kulturwelt.

Am 19. Juli des Jahres 64 erhob ſich jener verheerende Brand, der in ſechzehntägigem Wüten zehn von den vierzehn Quartieren Roms in Aſche legte. Das Gerede des Volkes beſchuldigte den Kaiſer Nero ſelbſt der Brandſtiftung; von der Höhe des Palaſtes aus ſollte er dem furchtbaren Schauſpiel zugeſehen und dazu vom Untergang Trojas geſungen haben. Trotzdem von der Regierung alles geſchah was möglich war, erſt zur Löſchung des Brandes, dann zur Vergütung der Geſchädigten und zur glänzenden Wiederherſtellung der Stadt, hielt ſich das Gerede. Das Volk mußte Schuldige ſehen. Man verfiel — wie? wiſſen wir nicht, vielleicht auf Betreiben der Juden — auf die Chriſten, von denen man im Volke nichts wußte, als daß ſie eine unheimliche Geheimgeſellſchaft ſeien, Leute, denen man das Schänd-

lichſte glaubte zutrauen zu können. Auf die grauſamſte Weiſe wurden ſie bei öffentlichen Spielen, die der Kaiſer dem Volke in ſeinen vatikaniſchen Gärten gab, zu Tode gefoltert — die erſte größere Chriſtenhetze im Reich, die ſich aber weſentlich auf die Hauptſtadt beſchränkt zu haben ſcheint, ohne doch die dortige Chriſtengemeinde ganz zu vernichten.

Die wahrſcheinlich bis in das Ende des Jahrhunderts zurückzuverfolgende römiſche Tradition läßt die Apoſtel Petrus und Paulus als Opfer dieſer neroniſchen Chriſtenverfolgung fallen. Uns fehlen die Mittel zur ſicheren Kontrolle. Daß Petrus als Märtyrer ſtarb, ſcheint freilich auch durch I. Petr. 5, 1 und Joh. 21, 18 ſicher geſtellt, aber das Wo und Wann bleibt offen. Für Paulus verläßt uns jede ſichere Kunde mit dem Schluß der Apoſtelgeſchichte, wonach er als Gefangener von Caeſarea auf ſeine Appellation an das Kaiſergericht hin nach Rom transportiert, hier zwei Jahre lang in freier Haft lebte und ungehindert wirkte. Man hat aus den Paſtoralbriefen (d. h. den Briefen an Timotheus und Titus) einerſeits, einer alten Überlieferung von einer Miſſionsreiſe nach Spanien anderſeits geſchloſſen, daß Paulus noch einmal frei kam und erſt ſpäter — eben in der neroniſchen Verfolgung — als Märtyrer ſtarb. Mir iſt wahrſcheinlicher, daß ſchon der erſte Prozeß infolge einer für uns unklaren Wendung der Dinge (man könnte an den für das Chriſtentum verhängnisvollen Einfluß der Judenfreundin Poppaea auf Nero denken) mit ſeiner Hinrichtung endete, vermutlich ſchon im Jahre 63; und ich vermute weiter, daß dann Petrus nach Rom kam und hier ein Opfer der neroniſchen Chriſtenhetze im Jahre 64 wurde. Doch bleiben dies, wie geſagt, Vermutungen.

Wahrſcheinlich war ſchon im Jahre 62, während der Schreckensherrſchaft, die der Hoheprieſter Ananos, Hannas' Sohn, nach dem Tode des römiſchen Prokurators Feſtus kurze Zeit führte, auch das Haupt der Urgemeinde gefallen. Die judenchriſtliche Legende hat das Martyrium des Herrnbruders Jakobus, des „Gerechten", verherrlichend ausgeſchmückt. Aber die Tatſache bleibt, daß

er trotz seiner strengen Gesetzlichkeit als Märtyrer seines Glaubens an Jesus als den Messias starb, nicht lange Zeit vor Ausbruch des großen jüdischen Krieges, in dem christliche Beurteilung ein göttliches Strafgericht für jenen Justizmord erblicken zu sollen meinte.

Von 66–73 tobte dieser mörderische Krieg, veranlaßt äußerlich durch den Unverstand, die Willkür, Habgier und Grausamkeit der letzten kaiserlichen Prokuratoren, faktisch aber doch durch die Eigenart und Widerspenstigkeit des jüdischen Volkes, das sich eben nicht in die immerhin wohlgeordnete römische Verwaltung fügen wollte und sich von messianischen Schwärmereien treiben ließ. Trotzdem die Juden unter sich auf das stärkste gespalten waren und in dem von den Feinden umzingelten Jerusalem sich gegenseitig zerfleischten, kostete es den Römern die größten Anstrengungen, des Aufstandes Herr zu werden. Nero mußte seinen tüchtigsten Feldherrn, Vespasian, senden; 4 Legionen und zahlreiche Hilfstruppen, darunter die des jüdischen Königs Agrippa II., standen schließlich zur Verfügung. Der Sturz Neros, das Dreikaiserjahr, das dann Vespasian selbst auf den Thron brachte, hielten nur vorübergehend die Operationen auf. Titus setzte das Werk seines Vaters fort. Nachdem in den Jahren 66–69 der Norden des Landes unterworfen war, begann im April 70 die Belagerung der Hauptstadt. Stück um Stück wurde sie von Norden her genommen. Am 5. Panemos (Juli) fiel die Burg; noch hielten sich die Juden im Tempel, ja bis zum 17. Panemos brachten sie das tägliche Morgen- und Abendopfer unentwegt dar; dann mußten sie es einstellen „aus Mangel an Männern“. Am 8.–10. des folgenden Monats wurde endlich der Tempelplatz selbst gestürmt, und gegen den ausdrücklichen Befehl des Titus ging dabei das herrliche Bauwerk selbst in Flammen auf. Es sollte kein Tempel, kein Opfer mehr zu Jerusalem sein. Angesichts des brennenden Tempels war Titus von seinen Legionen als Imperator begrüßt worden; dennoch währte es noch 2 Monate, bis man der Oberstadt Herr geworden war, und erst das Jahr 73 sah die letzten Festungen im Osten des Landes fallen. Israel war als

Volk vernichtet, seine Kultusstätte ihm geraubt; fortab lebte es auch in Palästina wie in der Diaspora. An die Stelle des Tempels traten die Synagogen; die Autorität des Hohenpriesters ging auf das Haupt der Schriftgelehrten über. Von lang her vorbereitet und daher nicht so stark empfunden, war es doch eine der tiefgreifendsten religiösen Umwälzungen. Was das Jahr 70 begonnen, das fand dann seinen Abschluß unter Hadrian im Jahre 135, als sich nach blutiger Niederwerfung eines neuen jüdischen Aufstandes, des sog. Barkochbakrieges, in dem neben dem Pseudomessias Barkochba der Schriftgelehrte Rabbi Akiba die Hauptrolle spielte, auf dem heiligen Boden Jerusalems eine neue heidnische, dem Jupiter Roms geweihte Stadt erhob, Aelia Capitolina, deren Betreten jedem Beschnittenen bei Todesstrafe verboten war.

Die Vorgänge konnten nicht ohne Einfluß bleiben auf die Entwicklung des Christentums. Innerlich freilich waren die Judenchristen auf den Verlust des Tempelkultus noch mehr vorbereitet wie ihre Volksgenossen. Für das innerchristliche Leben der Gemeinde kann die Katastrophe keine wesenlichen Veränderungen gebracht haben. Was sie für die messianische Hoffnung bedeutete, ob sie zu einer fortschreitenden Vergeistigung und Abschwächung des Wiederkunftgedankens führte, darüber geben uns unsere Quellen schlechterdings keine Auskunft.

Um so beträchtlicher war die Wirkung nach außen. Die Judenchristen Palästinas hatten sich an dem Aufstand nicht beteiligt: die Legende erzählt, daß sie vor Ausbruch des Krieges, durch eine göttliche Stimme gewarnt, die Hauptstadt verlassen und sich auf dem Ostufer des Jordan in Pella angesiedelt hätten. Daß sie im Glauben an Jesus als den Messias dem großen Todesringen ihres Volkes untätig zusahen, war natürlich, ebenso natürlich aber auch, daß ihnen das mit bitterer Feindschaft vergolten wurde. Aus dieser Zeit stammt die völlige Ausschließung aus dem Synagogalverband, das Fluchgebet der Synagoge gegen die Nazoräer; in der Erregung der Barkochbazeit steigerten sich die Feindschaftsbezeugungen der Juden zu einer heftigen

Verfolgung der Christen. Und doch hatten auch diese an dem Tempel, an Jerusalem ihren Mittelpunkt verloren, obendrein das wichtige Bindeglied zur Heidenchristenheit, die doch bislang in der Urgemeinde von Jerusalem ihre Wiege anerkannte. Der Fall Jerusalems, von den Judenchristen gewiß tiefschmerzlich empfunden, wurde draußen als ein Gottesgericht über die ungläubigen, prophetenmörderischen Juden betrachtet. Die Existenz judenchristlicher Gemeinden wurde fast ignoriert. Diese aber konnten mit der neuen heidenchristlichen Gemeinde von Aelia-Capitolina als Beschnittene zunächst wenigstens keine Fühlung haben.

So war das Band zerschnitten, das sie mit ihrem Volke verknüpfte, die Verbindung gelöst, die bisher, wenn auch noch so schwach, mit ihren nichtjüdischen Glaubensgenossen bestanden hatte: sie waren isoliert. Und in dieser Vereinsamung erstarrten sie. Es ist kaum wahrscheinlich, daß sie unter dem späteren Judentum erfolgreich Propaganda zu treiben vermochten. Wir können allerdings Spuren des Judenchristentums noch bis ins 4. und 5. Jahrhundert verfolgen, aber es bleibt ohne Einfluß auf die großkirchliche Entwicklung. Die Gemeinden leben in ländlicher Abgeschlossenheit, in Galiläa und im Hauran bis vor die Tore von Damaskus. Herrnverwandte leiten sie. Sie halten sich ganz nach jüdischer Art: doch mit dem Unterschied, daß die einen darin nur nationale Sitte sahen, demgemäß die Heidenchristen anerkannten, die andern in Fortsetzung der streng judaistischen Auffassung dem Gesetz unbedingte Verbindlichkeit zusprachen, also das Heidenchristentum verwarfen. Jene neigten daher zu einer Fusion mit der Großkirche, diese versteiften sich auf sich selbst und verknöcherten mehr und mehr. Später kamen von außen auch noch andere dogmatische Gegensätze hinzu inbezug auf die Christologie, die Annahme oder Ablehnung der jungfräulichen Geburt u. a. Von Osten her drangen zudem gnostische Ideen auch in das Judenchristentum und gaben diesem eine Reihe bunter Schattierungen, ja für kurze Zeit eine neue Expansivkraft (Elxaitismus, Propaganda des Symmachus in Rom). Die welt-

geſchichtliche Miſſion des Judenchriſtentums aber war vorüber. Nur noch gelehrte Kirchenmänner und Ketzerbeſtreiter intereſſierten ſich dafür.

Ganz anders die Entwicklung auf heidenchriſtlichem Boden: Hier ſehen wir in dem ſogen. nachapoſtoliſchen Zeitalter die Saat reifen, die einſt Paulus und ſeine Gefährten ausgeſtreut hatten.

Über die extenſiven Fortſchritte ſind wir allerdings ſchlecht orientiert. In Kleinaſien werden außer den pauliniſchen Gemeinden von Epheſus und Laodicea die von Smyrna, Pergamon, Thyatira, Sardes und Philadelphia (Offenb. Joh. 1, 11), dazu Magneſia und Tralles (Ignatius) genannt. Wichtiger iſt der Bericht des Statthalters von Bithynien, Plinius, an Kaiſer Trajan (kurz vor 113), daß in ſeiner Provinz infolge der chriſtlichen Propaganda die Göttertempel verlaſſen ſtänden und Opferfleiſch keine Käufer mehr finde. Allerdings meldet er auch, daß viele zurückgetreten ſeien, ſchon vorlängſt, und jetzt auf Grund der energiſchen Durchführung des kaiſerlichen Verbots der Vereine vollends. Immerhin muß das Chriſtentum ein bedeutſamer Faktor im Volksleben Kleinaſiens geweſen ſein Aber auch in Makedonien und Griechenland, in Rom und Gallien muß es ſich ſtark entwickelt haben. Es drang bis in die höchſten Kreiſe, wenn die Vermutung richtig iſt, daß der Konſular Flavius Clemens und ſeine Frau Domitilla, Verwandte des Kaiſers, wegen ihres chriſtlichen Bekenntniſſes beſtraft wurden. Und ſicherlich iſt auch Ägypten damals ſchon in den Bereich chriſtlicher Propaganda eingetreten.

Daß die Miſſion immer noch ihren Fortgang nahm, beweiſt die Exiſtenz berufsmäßiger Apoſtel, wandernder Miſſionare, die ſich laut der Vorſchrift der ſog. „Apoſtellehre“ (einer uns erhaltenen Schrift aus dieſer Zeit) in einer bereits konſtituierten Gemeinde nicht länger als höchſtens 2 Tage aufhalten durften. Stärker als bisher aber wird neben der berufsmäßigen Miſſions-

tätigkeit Einzelner jetzt die unbewußte Propaganda der bestehenden Gemeinden ins Gewicht gefallen sein. Um den vorhandenen Kern kristallisierte sich eine immer größere Schicht von solchen, welche hier Kräfte des Lebens wirksam spürten, welche sich von der Strafrede eines christlichen Propheten im Gewissen getroffen fühlten, den Trost des Evangeliums an ihren Herzen empfanden, auch die hilfreiche Liebe der Christen dankbar erfahren hatten. Manchen mögen auch unlautere Motive hinzugeführt haben: die Gutmütigkeit der Christen ließ sich ausnutzen; wer sich durch irgendwelche asketische Leistungen ein Ansehn gab, konnte leicht bei ihnen eine Rolle spielen – man denke an Lucians Satire auf Peregrinus Proteus –, und noch war es ja nicht so deutlich hervorgetreten, wie gefährlich es sei, Christ zu sein. Von jener einen neronischen Hetze und vielleicht einzelnen nur die höchsten Kreise treffenden Verurteilungen unter Domitian abgesehen, waren bis zur Zeit Trajans nach Plinius, Zeugnis eigentliche Christenprozesse in Rom noch nicht vorgekommen. Daß Ignatius, der Bischof von Antiochia, zum Kampf mit den wilden Tieren verurteilt, in Fesseln nach Rom gesandt wurde, scheint auch nur ein vereinzelter Fall gewesen zu sein. Immerhin waren die Christen der Willkür der Beamten und dem Hasse des Pöbels ausgesetzt, da sie für ihren staatlich nicht konzessionierten Kult sich nicht auf die Privilegien der Juden berufen konnten. Die Bildlosigkeit erschien als Gottesleugnung, die Bildrede bei den heiligen Mahlzeiten wurde von Außenstehenden gröblich mißdeutet, als schlachte man da kleine Kinder, um ihr Blut zu trinken, und feiere als Brüder und Schwestern die gemeinsten Orgien. Es hat lange (bis in das dritte Jahrhundert) gedauert, bis dies Gerede im Volke verstummte – dafür setzte dann, jedoch erst unter Decius im Jahre 250, die systematische Verfolgung durch die Staatsgewalt ein, welche die politische Gefahr eines Staates im Staate (dazu hatte sich die allgemeine Kirche inzwischen ausgewachsen) erkannte.

Die Hauptarbeit in dem nachapostolischen Zeitalter war der innere Ausbau des Gemeindelebens.

Noch gab es Geistesträger, charismatische Redner, Propheten und Lehrer, die als Wanderlehrer von Gemeinde zu Gemeinde zogen, sich auch gelegentlich irgendwo niederließen, aber dabei doch immer eine unabhängige Stellung, eine übergeordnete Autorität behielten. Waren sie doch vom heiligen Geiste selbst berufen und ausgesandt. So genossen sie volle Redefreiheit und waren die gegebenen Vorbeter für die Gemeinden, wofür sie dann einen besonderen Anteil an deren Naturallieferungen erhielten. Freilich begannen Zweifel sich zu regen, ob es auch wirklich immer der heilige Geist sei, der in diesen Leuten rede, ob nicht manchmal unter dem Mantel des Propheten krasser Eigennutz die Gemeinden betrüge. Man kam dazu, Proben zu verlangen und gewisse Erkennungszeichen aufzustellen (Apostellehre, Hermas). Ja es kam vor, daß Gemeinden sich diese unkontrollierbare übergreifende Autorität wandernder „Geistesträger" ganz fern zu halten suchten (III. Johannesbrief). Dafür traten in den Gemeinden immer stärker deren eigene Repräsentanten und Amtsträger hervor. Aus den Erstlingen und ihrer naturwüchsigen Autorität waren mit der Zeit erwählte Kollegien von „Ältesten" geworden, die die Gemeinde leiteten. Für die anfangs freiwillig von einzelnen im Namen und zu Gunsten der Gemeinde ausgeübten Dienstleistungen waren mehr und mehr bestimmte Beamte eingesetzt worden, Episkopen (Bischöfe) und Diakonen, wie wir sie früher schon in Philippi fanden. Sie besorgten von Gemeinde wegen die Armen- und Krankenpflege, die Fürsorge für Gefangene, die Beherbergung fremder Brüder, den Verkehr mit auswärtigen Gemeinden; sie hatten aber auch bei dem Gottesdienst, zumal bei den Gemeindemahlen in der Verteilung der dargebrachten Beiträge wichtige Geschäfte.

Die Entwicklung wird verschiedenenorts sehr verschieden verlaufen sein. Die Durchführung der Presbyterialordnung, die von der Apostelgeschichte allerdings schon Paulus selbst zugeschrieben wird (vergl. oben S. 22), scheint in Korinth z. B. erst gegen Ende des 1. Jahrhunderts stattgefunden zu haben. Die Nachwehen spürt

man in den Unruhen, von denen der sogenannte I. Clemensbrief handelt, ein um das Jahr 95 erlassenes Schreiben der römischen Gemeinde an die Gemeinde von Korinth: die Geistesträger dort fühlten sich offenbar durch die Neuordnung beschränkt, und ihr Protest dagegen hatte schließlich den Erfolg gehabt, daß erwählte Presbyter wieder ihres Amtes enthoben wurden. Die römische Gemeinde trat für diese Amtsträger im Gegensatz zu den Geistesträgern ein; ja sie hatte, offenbar infolge längeren Bestehens des Presbyterates, eine Theorie, wonach die Amtsnachfolge der Beamten von den Aposteln auf Grund göttlichen Rechtes angeordnet sein sollte. Dennoch spürt man auch in Rom noch etliche Jahrzehnte später den Rangstreit zwischen Propheten, Confessoren und Asketen einerseits, den Presbytern anderseits. In Kleinasien scheint zuerst der Einzelbischof für jede Gemeinde – vielleicht in Anlehnung an städtische Einrichtungen – aufgekommen zu sein: hier findet sich dann um 110, aber offenbar noch nicht fest eingebürgert, die Unterordnung sowohl der Presbyter als der Diakonen unter den einen Bischof, der Haupt und Mittelpunkt der Gemeinde sein soll. Indem diese kleinasiatische Ordnung des Einzelbischofs mit der römischen Theorie der apostolischen Amtsnachfolge sich verband, entstand um die Mitte des 2. Jahrhunderts die einheitliche katholische Kirchenverfassung mit ihrem dreifach abgestuften Klerus: Bischof, Älteste und Diakonen. Der Bischof ist von da an der Vertreter der Gemeinde in jeder Hinsicht. Er nimmt in die Gemeinde auf und schließt aus, er führt die Korrespondenz mit den andern Gemeinden, er leitet die gesamte Gemeindepflege, er leitet auch die gottesdienstlichen Versammlungen, er ist der Liturg und der Prediger der Gemeinde. Seine Autorität war zumal durch den Kampf mit den ketzerischen Richtungen, die meist in der monarchischen Form der Philosophenschule organisiert waren, mächtig gestärkt worden; die gesamte Lehrautorität war von der bischöflichen aufgesogen worden. Sie triumphierte, als gegen Ende des 2. Jahrhunderts der letzte große Versuch, die alte Prophetie neu zu beleben und gegen das kirchliche Amt durchzusetzen,

der sogenannte Montanismus, aus dem Felde geschlagen war. Dafür aber hatte das kirchliche Amt selber sich mit dem Nimbus der Geistesbegabung umgeben: Ignatius, der Bischof, redet in prophetischer Ekstase, und noch Cyprian beruft sich auf Offenbarungen, die ihm als Bischof zuteil geworden seien.

Man kann nicht leugnen, daß diese Zurückdrängung der freien Geistesäußerungen in mancher Hinsicht einen Verlust bedeutet. Aber im Hinblick auf die mancherlei Wirren, besonders in Korinth, wird man zugeben müssen, daß darin doch ein erfreulicher Sieg des Ordnungsprinzips lag. Dazu kommt, daß es sich meist garnicht so sehr um eine Zurückdrängung als vielmehr um eine mit dem Nachlassen des Enthusiasmus von selbst gegebene Notwendigkeit handelte, das innerlich morsch gewordene Geistesregiment durch ein anderes zu ersetzen. Alle großen geschichtlichen Bewegungen mit enthusiastischen Anfängen haben diesen Prozeß durchmachen müssen, wenn anders sie nicht sich selbst auflösen wollten. Nur in festen Formen ist eine gesicherte Fortpflanzung des eigentlichen Wesens möglich; enthusiastische Formlosigkeit zerfließt und verflüchtet sich.

Mit der Verfestigung der Verfassung hing die Festlegung des Kultus auf das engste zusammen. Die Leitung der gottesdienstlichen Versammlungen glitt immer mehr aus der Hand der Propheten in die der Gemeindebeamten. Die anfangs durchaus tätig beteiligte Gemeinde nahm eine zunehmend empfangende Haltung ein: ihr Mittun ward auf einige liturgische Antworten beschränkt. Das Zungenreden hörte bald ganz auf; die prophetische Ansprache wurde durch Predigt des Bischofs oder Presbyters ersetzt und entwickelte sich als solche allmählich zu einer festen Kunstform, neben der die Prophetenrede höchstens in Nebengottesdiensten noch zur Geltung kam. Hatte man früher die Kunst guter Vorlesung der biblischen Abschnitte als besondere Geistesgabe gewertet, jetzt bestellte man dazu eigene Vorleser.

Die freien Gebete, einst als Geisteseingebung betrachtet, gingen mehr und mehr in gewohnheitsmäßig sich wiederholende stereotype Formen über, bis endlich

vorgeschriebene Formulare an ihre Stelle traten. So näherte sich der christliche Wortgottesdienst immer mehr dem schon feststehenden Typus des synagogalen, mit dem er auch manche Formeln direkt teilte: Schriftvorlesung, Ansprache des Vorstehers, Gebete. Daneben müssen auch Gesänge, und zwar nicht nur alttestamentliche Psalmen, sondern auch christliche Dichtungen, zum Vortrag gekommen sein, ob von der ganzen Gemeinde, einem Chor oder Einzelnen, wissen wir nicht.

Neben diesem Wortgottesdienst stehen die Gemeindemahlzeiten, ursprünglich getrennt, am Abend. Auf Trajans Verbot der Hetairien (d. h. der politischen Vereine) hin wurde das Herrnmahl auch auf den Vormittag verlegt und nahm dadurch eine andere Form an: aus einer regelrechten Mahlzeit wurde ein rein liturgischer Akt nach Art unserer Abendmahlsfeiern; oft ließ man auch den Wein als morgens unschicklich fort und begnügte sich mit Brot und Wasser. Die alten Gemeindemahlzeiten erhielten sich nur hin und wieder in Form der Agapen, die dann wesentlich der Armenspeisung dienten. Das Herrnmahl in seiner neuen Form, der eucharistische Gottesdienst gestaltete sich immer feierlicher aus in der Richtung auf die spätere Messe zu. Er sowohl wie die Taufe erhielten mehr und mehr Mysteriencharakter: sie erschienen als eine heilige, von geweihten Kultusoffizianten vollzogene Zeremonie, durch welche der sich durchaus passiv verhaltenden Gemeinde bestimmte Weihen, Segnungen geistlicher und auch leiblicher Art zuteil werden sollten. Aus dem vernünftigen Gottesdienst der Anbetung im Geist und der gegenseitigen Erbauung war wieder ein priesterlich-theurgisches Handeln, ein Kultusdrama mit geheimnisvoll magischen Wirkungen geworden.

Doch das sind erst die letzten Ausläufer dieser Entwicklung. Noch wirkte das Wort und was wir an Beispielen für die Predigttätigkeit aus dieser frühen Zeit haben, zeigt, daß es energisch in sittlicher Richtung tätig war. Nicht auf die Erregung heiliger Gefühle, weihevoller Stimmungen, sondern auf kräftige Entschlüsse und praktisches Handeln war es abgesehen. Hierin er-

wies sich das Evangelium noch lebendig. Das andere war nur ein Tribut, den das Christentum seiner Zeit zahlte.

Die Christengemeinden erwiesen sich als eine große Schule sittlicher Zucht. Was Paulus begonnen, das setzten jetzt die Gemeinden selbst fort. Sie hatten den Vorteil, das nunmehr überall ein fester Stamm von im christlichen Geiste erzogenen Gliedern da war, daß sich feste Formen der Sitte ausgebildet hatten, die sich wie ein schützender Wall um die einzelnen Mitglieder der Gemeinden legten. Es läßt sich erweisen, daß die Durchschnittssittlichkeit in stetiger Hebung begriffen war, obwohl mit dem Nachlassen des Enthusiasmus die Gefahr der Verweltlichung über die stets in Ausdehnung begriffenen Gemeinden hereinbrach. Die Klagen, die wir hören, betreffen meist den weltlichen Sinn der Reichen, das Wohlleben, die Üppigkeit, die Vernachlässigung der brüderlichen Liebe und Mildtätigkeit. Vereinzelt stoßen wir auf Veruntreuungen. Fälle grober Unsittlichkeit aber liegen außerhalb des Gesichtskreises der Gemeinden. Die christliche Kinderzucht hat das ihre getan. Das Verhältnis von Herrn und Sklaven ist durch Gewohnheit sicher ausgestaltet. Der Christ weiß jetzt wirklich, daß die Christengemeinde seine Mutter, seine Heimstätte ist, die ein volles Anrecht auf ihn hat. Von der Wiege bis zum Grabe ist sein Leben unter den Einfluß der Gemeinde gestellt und von ihren kultischen Segnungen begleitet. Wo sich aber Verirrungen zeigen – und solche scheinen besonders im Geschäftsleben vorgekommen zu sein –, da setzt alsbald die Kritik der Gemeinde, die strafende Warnung, die öffentliche Zucht ein. Wer sich nicht strafen läßt, wird ausgestoßen. Aber auch die Disziplin wird noch geübt im Geiste christlicher Freiheit und brüderlicher Liebe.

Groß ist an den Gemeinden vor allen Dingen, daß sie noch Ernst machen mit der Forderung Jesu, zu vergeben und lieber Unrecht zu leiden als zuzufügen. Größer noch ist ihre Liebestätigkeit. Und vielleicht das großartigste die Organisation einer Wohlfahrtspflege, welche die beiden Prinzipien der helfenden Liebe und der

erziehenden Ordnung in schönster Weise zu verbinden wußte. Für zureisende Brüder wurde in jeder Weise gastlich gesorgt – zwei bis drei Tage lang; wollte dann einer länger bleiben, so mußte er sich seinen Lebensunterhalt selbst verdienen; aber die Gemeinde verschaffte ihm Arbeit. Christliches Vagabundentum wurde nicht geduldet. Dabei empfanden die Gemeinden immer stärker ihre Solidarität: der zureisende Christ mußte sich durch ein Empfehlungsschreiben seiner Heimatsgemeinde ausweisen. Die Gemeinden tauschten brieflich und durch Gesandtschaften ihre Erlebnisse aus. Besonders bei der römischen Gemeinde muß die Fürsorge für alle andern Gemeinden lobend anerkannt werden. Sie wußte ihre Beziehungen zum kaiserlichen Hofe im Interesse christlicher Brüder bis nach den entferntesten Bergwerken in den Strafkolonien nutzbar zu machen.

Leugnen läßt sich freilich nicht, daß ein gewisser gesetzlicher Zug sich geltend zu machen beginnt: man gibt dem alten Testament und seinem Gesetz merklichen Einfluß auf die Ausgestaltung des eignen Gemeindelebens. Man beginnt sogar, aus den Herrnworten eine Art neuen Gesetzes für die Gemeinde zu machen. Bei der vielfachen, wennschon feindlichen Berührung mit der Synagoge geschieht es unwillkürlich, daß man, statt die Eigenart zu wahren, ihr sich annähert, durch kleine äußerliche Differenzen sich selbst darüber hinwegtäuschend, daß man im Prinzip dem Gegner nachgegeben hat. So kommen zwei wöchentliche Fasttage auf, wie bei den Juden, nur daß man andere Tage wählt, Mittwoch und Freitag statt Montag und Donnerstag; so wird ein dreimal täglich zu sprechendes Stundengebet festgelegt, nur mit einem christlichen Text anstatt des jüdischen, anstelle des sog. Schmone esre (Achtzehnbitten-Gebet) das Vaterunser.

Mit dem gesetzlichen Geiste bekommt dann zugleich die Neigung zur Askese die Oberhand. Es muß allerdings anerkannt werden, daß die Gemeinden als solche nie der Versuchung nachgegeben haben, die Askese zur eigentlichen Moral des Christentums zu machen. Versuche, Enthaltung von der Ehe, von Wein- und Fleischge-

nuß für alle Chriſten obligatoriſch zu machen, ſind immer als ketzeriſch ausgeſchieden worden. Es wurde an den echt evangeliſchen Grundſätzen poſitiver Sittlichkeit feſtgehalten. Aber daneben erkannte man doch nicht nur dem Einzelnen das Recht zu, für ſich asketiſch zu leben: man ſchätzte und bewunderte ſolche Leiſtungen und kam ſo zu der Auffaſſung von einer höheren und einer niederen Moral des Chriſtentums. Nur in der Form ſolcher doppelten Sittlichkeit hat ſchließlich die evangeliſche Art ſich gegen den übermächtigen Anſturm der damals im Zeitgeiſt liegenden asketiſchen Richtung halten können. Aber auch hier zeigt das nachapoſtoliſche Zeitalter noch verhältnismäßig geſunden Sinn: der Überſchätzung der Askeſe wird entgegengearbeitet; Hochmut ſolcher Heiliger wird ſtrenge gerügt.

Nicht zu verwechſeln mit der weltflüchtigen Askeſe, die auf dualiſtiſcher Weltanſchauung beruht und Entſinnlichung zu ihrem Endziel hat, iſt die Gleichgiltigkeit, welche wir das Chriſtentum dieſer Zeit allen Fragen des öffentlichen Lebens, der Kultur, der Kunſt und Wiſſenſchaft entgegenbringen ſehen. Von Politik und ähnlichem iſt nie die Rede. Es wird nach apoſtoliſcher Anweiſung wohl für die Obrigkeit gebetet, auch wo man von ihr nur Feindſchaft und Verfolgung erfährt. Aber gleichzeitig erwartet und erſehnt man den Untergang des Reichs, ja aller ſtaatlichen Ordnung – nicht im Sinne anarchiſtiſcher Revolution, ſondern im Glauben an Gottes Verheißungen einer herrlichen Zukunft. Dieſe lebhafte End-Erwartung, von alten und neuen Apokalypſen genährt, bleibt dem Urchriſtentum bis zuletzt, ſo viel Enttäuſchungen man auch in dieſer Hinſicht erlebt haben mochte. Sie erklärt aber doch nur zur Hälfte jene Gleichgiltigkeit gegen die Dinge dieſer Welt. Dieſe hat ihren tiefſten Grund vielmehr in der für den Enthuſiasmus charakteriſtiſchen Einſeitigkeit, daß das Urchriſtentum eben nur religiös intereſſiert iſt, ſonſt garnicht. Das mag als eine Schwäche erſcheinen; es iſt aber zugleich ſeine Stärke. Dadurch hat das Chriſtentum ſo große Erfolge in der Welt erzielt.

Freilich melden sich schon während dieser Periode andere Tendenzen: der griechische Geist bemächtigt sich des Christentums, um daraus Antwort zu erhalten auf die Fragen seiner Spekulation über den Ursprung der Welt; das halb orientalische halb hellenistische Religionsgemenge jener Zeit zieht das Evangelium hinunter in den Strudel seiner auf dem Boden der Naturreligion erwachsenen Mystik. Aus schlichter sittlicher Religion wird eine komplizierte Religionsphilosophie, ein phantastisch-magisches Religionssystem. Die Fühlung mit der wirklichen Geschichte, mit der alttestamentlichen Vorbereitung und der jüdischen Bedingtheit des Evangeliums geht verloren. Der Kern des Christentums, der historische Jesus und sein Evangelium, wird bald beiseite geschoben und verdunkelt, bald gradezu verflüchtigt und aufgehoben.

Sahen wir schon neben Paulus den geistreichen Alexandriner Apollos in Künsten allegorischer Schriftauslegung das Christentum als griechische Weisheit darbieten, so haben sicherlich schon in unserer Periode die Versuche begonnen, es den Gebildeten als die vernünftige Religion, die geoffenbarte Philosophie mundgerecht zu machen: die ewige göttliche Weltvernunft, die bei der Schöpfung wirksam war und in der Welterhaltung sich fortwirkend zeigt, mit einem Wort der „Logos" der stoischen Schule sollte in Jesus erschienen sein; sein Werk ging auf in der Mitteilung einer vernünftigen Lebenslehre. Diese Grundgedanken der christlichen Apologetik des 2. und 3. Jahrhunderts setzen schon in der von uns behandelten Zeit ein. Man beginnt z. B. den Auferstehungsglauben nicht so sehr auf die Tatsache der Auferweckung Jesu (1. Kor. 15) als auf vernünftige Erwägungen zu begründen und mit der Erzählung vom Vogel Phönix zu veranschaulichen (1. Clem. 24, 25).

Bedeutsamer, weil religiös verankert, war die andere Wendung, das Religionsgemenge: wie seit den Tagen Alexanders der Hellenismus die Kulturen aller der vielen Nationen des Orients zu einer scheinbar wenigstens einheitlichen Masse verschmolzen hatte, so war auch aus den Religionen Babylons, Ägyptens, Persiens, Syriens,

Kleinasiens und Griechenlands eine, wenn man so sagen darf, religiöse Atmosphäre geworden, die, in unzähligen Einzelkulten unter dem Firniß griechischer Mysterienkultvereine Gestalt gewinnend, hohe Gedanken mit oft recht niedriger geistloser Praxis verband. Wohl spielten Spekulationen über Ursprung und Wesen der Welt auch hier eine große Rolle. Aber der Mittelpunkt des Ganzen war das Verlangen nach Erlösung der Seele. Daß der Mensch nicht nur Naturwesen sei, sondern etwas Höheres in sich trage, daß dieser göttliche Lichtfunke aus der Gefangenschaft der Natur, der Materie befreit werden müsse, daß die Seele dieses erreiche, indem sie sich ihres Ursprunges entsinne, daß also Erkenntnis, „Gnosis", d. h. Wissen um das Wirkliche und um den Schein, nötig sei, das ist der tiefe religiöse Grundgedanke. Aber zumal für griechisches Empfinden ist in der Gnosis dem Intellekt, dem verstandesmäßigen Erkennen, die Führerschaft auf religiösem Gebiete zugewiesen. Dazu trat dann freilich als höchst fatale Ergänzung magischer Aberglaube. Von Babylonien her war in der ganzen damaligen Welt ein astrologischer Fatalismus herrschend geworden, der in den Sternen den Quell alles Geschehens sah und aus ihren Konstellationen die Geschicke der Menschen vorausdeuten zu können wähnte. Dementsprechend mußte zu der Erlösung von der Materie zugleich die Befreiung von der Macht dieser untergöttlichen Wesen, der Sterngeister, hinzukommen. Diese aber konnte nur dadurch geschehen, daß die Seele über jene feindlichen Geister Macht bekam: sie mußte die wirkungskräftigen Zauberformeln kennen. So kam in die Gnosis ein Moment krassesten Aberglaubens. Beides aber, Intellektualismus und Aberglauben, entbehrte der sittlichen Abzielung. Auch in seinen höchsten Formen verrät dieses Religionsgemenge doch immer die Grundlage der Naturreligion: naturhaft-mystisch, nicht persönlich-sittlich ist die hier erstrebte Wiedervereinigung mit dem göttlichen Urquell gedacht. In Ekstase wird sie vorausgreifend für Augenblicke erlebt. Erlösung ist der Zentralgedanke, aber nicht von sittlicher Schuld, sondern von physischer

Verkettung. Soweit der Gedanke an Sünde und Schuld da ist – und er fehlt durchaus nicht –, ist doch auch er physisch gewendet: man will loskommen von der Sünde als einer physischen Kraft, und weiß nichts von Vergebung der Sünde als einer sittlichen Schuld. Damit hängt zusammen, daß die einzige sittliche Forderung in der Askese besteht, Entsinnlichung, Abtötung der Physis, der Natur als des Sitzes der Sünde; während gelegentlich das Gefühl, im Besitz der Gnosis mit ihrer Erkenntnis und Zaubermacht über alle sittlichen Bedenken erhaben zu sein, einen Umschlag der Askese in die schamlosen Orgien ältester, die Zeugungskraft vergötternder Naturreligion herbeiführt.

Man kann nicht sagen, daß das Christentum diese ganze Gedankenwelt sich angeeignet und dienstbar gemacht hätte – das Evangelium hatte damit gar zu wenig Verwandtschaft. Umgekehrt ist das Christentum von diesem Religionsgemenge in seine Kreise hineingezogen worden: dies hat ihm erst einzelne Motive entlehnt, um dann immer stärker unter den Einfluß des christlichen Geistes zu kommen. Die bekannten großen gnostischen Schulen des 2. Jahrhunderts, die sich als Nebenkirchen stellenweise bis in späte Zeit erhielten, sind wirklich christliche Gebilde. Hier aber haben wir es nur mit den Anfängen zu tun. Schon zur Zeit des Paulus können wir sie in den phrygischen Gemeinden Kolossä, Hierapolis und Laodicea beobachten, wir begegnen ihnen dann überall, wo das Christentum hinkommt, besonders in Syrien und Ägypten, aber nicht minder in Rom. Der gemeinsame Grundzug ist, daß Christus als ein Geisteswesen gefaßt wird, das durch alle oberen Sphären hindurch zur Erde herabkommt, um die Menschen an ihren höheren Ursprung zu erinnern und ihnen die Kenntnis des Weges zur Rückkehr samt den nötigen Zauberformeln mitzuteilen. An dem Menschsein, vollends an dem Kreuzestode dieses Gottwesens nimmt man Anstoß: der göttliche Christus hat nur einen Scheinleib (Doketismus); er wurde nur zum Schein gekreuzigt, faktisch entflog er, das Symbol des Kreuzes als das große Mysterium zurücklassend. Diese im einzelnen

mannigfach ausgeführte Grundidee fand einen metaphysischen Unterbau in komplizierten Äonenspekulationen, die meist antiker Mythologie entnommen und nur in hellenistisches Gewand gekleidet sind). In ethischer Hinsicht aber sehen wir nebeneinander hergehen – zum teil sich untereinander heftig befehdend – Richtungen strenger Askese und solche frivolster Zügellosigkeit.

Für die Erkenntnis des Urchristentums sind weniger diese gnostischen Gebilde an sich bedeutsam als die Art, wie sie von den Vertretern des Gemeindechristentums bekämpft wurden. Daß gegenüber den die Unsittlichkeit zum Prinzip erhebenden und wohl gar metaphysisch begründenden Sekten strengster Abschluß verlangt wird, ist selbstverständlich (Judasbrief; Offenb. Joh. 2 und 3). Aber auch den andern gegenüber erwiesen die Gemeinden sich exklusiv: sie haben diese Gnostiker, die sich als Geistesmenschen über die gewöhnlichen Christen erhaben dünkten – man beachte, wie der Begriff des Pneumatikers sich gewandelt hat, von dem urchristlichen „Begeisterten" zu dem dualistisch-naturhaften des „Geistesmenschen" –, von sich ausgestoßen in der richtigen Erkenntnis, daß dies ein anderer Geist sei als der Jesu Christi. Noch aber hat man diesen sich teilweise den Nimbus der Wissenschaftlichkeit gebenden Systemen nicht eine gelehrte Widerlegung entgegengesetzt; erst die Theologen vom Ende des 2. Jahrhunderts ab suchen den Nachweis der Abhängigkeit von der griechischen Philosophie zu erbringen und System mit System zu widerlegen. Man hatte noch keine Theologie und wollte keine haben. Das Spekulieren als solches wurde als unnütz und gefährlich verpönt. Die „gesunde Lehre" hält sich an die schlichte Überlieferung der Heilstatsachen, an die praktischen Weisungen des Evangeliums. Das Urchristentum erweist sich hier in allen seinen Vertretern als die eminent praktisch-sittliche Religion. Während man selbst bei den ernstesten Vertretern der Gnosis den Mangel an praktischer Betätigung des Christentums, an Brüderlichkeit und Bekenntnisfreudigkeit zu rügen findet, setzt man seine ganze Kraft und seinen ganzen Stolz darein, das Christentum

als die Religion der Liebe zu verwirklichen. Darin war dann zugleich das wirksamste Gegengewicht gegen die asketischen Neigungen gegeben, denen sich, wie wir bereits sahen, ja auch die gemeindchristlichen Kreise nicht entziehen konnten. Damit war vor allen Dingen aber der Grundcharakter des Evangeliums gewahrt, Religion für alle, die Ungebildeten so gut wie die Hochgebildeten zu sein, im Gegensatz zu der Religion der Geistesmenschen. „Die Gnosis bläbet auf, die Liebe erbauet".

Natürlich ist das Urchristentum aus diesem Kampfe nicht ganz unberührt hervorgegangen. Hatte schon Paulus, als er an die phrygischen Christen in Kolossae schrieb, deren Theosophie gegenüber tiefsinnige Gedanken über die universale Bedeutung Christi, die alle Mittelwesen verdunkelt, ausgesprochen, so sehen wir diese christliche Gnosis sich weiterhin immer voller entfalten. Der Verfasser des Epheserbriefes sinnt dem Geheimnis der in Christus gegebenen Zusammenfassung aller Dinge nach; aber bezeichnenderweise ist es doch in erster Linie der religionsgeschichtliche Gegensatz von Judentum und Heidentum, Bundesreligion und Gottentfremdetsein, der ihn dabei beschäftigt. Der Verfasser des Hebräerbriefs sucht in Christi Leben und Leiden die vollendetste Sühnung nachzuweisen: aber es ist der alttestamentliche Kult, den er dabei zum Ausgangspunkte nimmt. Die Verbindung mit dem Judentum durch das Alte Testament schützt vor dem Aufgeben der Spekulation in das eigentlich Gnostische, in das Religionsgemenge. Und wenn in der johanneischen Schule gelegentlich die Logosspekulation der griechischen Philosophie zur Anknüpfung benutzt wird, so wirkt doch grade im Johannes-Evangelium der durchaus auf das Praktische gerichtete Geist des Urchristentums sich am allerstärksten aus: daß der „Logos" (das „Wort") wirklicher Mensch geworden und als solcher den Vater geoffenbart, und daß er mit der Offenbarung der Wahrheit, d. h. des sittlichen Wesens Gottes, zugleich die Menschen gelehrt habe die Wahrheit zu tun, d. h. den Willen Gottes zu befolgen, Gott

und die Brüder zu lieben, das sind die beiden Pole, um die sich dieses der Gnosis entschieden entgegengesetzte Evangelium bewegt.

Die Zeit des Urchristentums war längst vorüber, als sich auf der Grundlage der apologetischen Bemühungen um eine philosophische Erfassung des Christentums im Gegensatz zu der Gnosis die kirchliche Theologie mit ihrer Voraussetzung eines abgeschlossenen Neuen Testaments von apostolischer Inspiration und einer für dessen Auslegung normativen Glaubensregel unter Garantie apostolischer Sukzession erhob; als aus den Gemeinden der Heiligen mit ihrer begeisterten Glaubenszuversicht, ihrer Heilsgewißheit und opferfreudigen Betätigung die Kirche wurde, die als große, organisierte, mit einem System von Garantien versehene Anstalt den Menschen durch Lehre und Sakramente den Weg zum Heile zeigt, es ihnen auch zusichert, ohne es ihnen doch wirklich geben zu können. Diesem entscheidenden Gesichtspunkt ordnet sich für eine von dem Evangelium herkommende Betrachtung alles andere unter. Was wir am Urchristentum beobachtet haben an unevangelischen Zügen, an Ekstatischem, Ungeordnetem, Unreifem, Schadhaftem: es wird aufgewogen durch diese siegesfrohe Gewißheit des aus Gnaden erlangten Heils. Das Ekstatische sahen wir abstreifen, das Unfertige zu immer festerer Gestaltung ausreifen, viele Schäden durch Erziehung beseitigen — in sittlicher Hinsicht ohne Zweifel ein Fortschritt auf dem Wege der Ordnung. Die Ausbildung einer geschlossenen hierarchischen Organisation und die Aufstellung einer festen dogmatischen Lehre erwiesen sich als notwendige Mittel der Selbsterhaltung, sollte nicht im Strudel der Gnosis das Evangelium selbst verloren gehen. Aber die Gesamtentwicklung könnte doch nur dann als ein Fortschritt betrachtet werden, wenn die beginnende Kirchlichkeit nicht die schlicht evangelische Frömmigkeit beeinträchtigt hätte.

In dem Urchriſtentum ſind bereits die Keime für die ganze ſpätere Entwicklung gegeben und dieſe iſt daraus zu verſtehen. In dem Urchriſtentum aber iſt zugleich die Kritik für die folgende Entwicklung gegeben und darauf muß daher immer wieder zurückgegriffen werden, wie es auch in der Geſchichte der chriſtlichen Kirche je und je, am durchgreifendſten in der Reformation, geſchehen iſt. Nur darf dies nicht in äußerer Nachahmung urchriſtlicher Formen (oder Formloſigkeit) geſchehen, ſondern in innerer Erneuerung des urchriſtlichen Geiſtes, in uneingeſchränkter Wirkung des Evangeliums.

Literatur.

Leser, die genauere Orientierung wünschen, darf ich außer auf C. Weizsäckers klassisches Werk „Das apostolische Zeitalter“ ²1892 auf meine „Urchristlichen Gemeinden“ Leipzig, Hinrichs 1902 und „Probleme des Apostolischen Zeitalters“ 1904, für die Anfangsprobleme auch auf „Ostern und Pfingsten“ 1903 verweisen. Unter andern Gesichtspunkten stellen P. Wernle „Die Anfänge unserer Religion“ ²1904 und G. Heinrici „Das Urchristentum“ 1902 teilweise den gleichen Stoff in größerem Rahmen dar. Über die Zustände im gleichzeitigen Judentum geben E. Schürer „Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi“ ³1898 W. Bousset „Die Religion des Judentums im neutestamentlichen Zeitalter“ 1903 und G. Hollmann „Welchen Glauben hatten die Juden als Jesus auftrat?“ (in diesen religionsgeschichtlichen Volksbüchern), über die der griechisch-römischen Welt L. Friedländer „Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms“ ⁶1888 den besten Aufschluß. Die „Mission und Ausbreitung des Christentums“ hat A. Harnack 1902 meisterhaft behandelt. Einzelne Kontroversfragen hat H. Köhler „Sozialistische Irrlehren von der Entstehung des Christentums und ihre Widerlegung“ 1899 geschickt erörtert.

Für die gelegentlich herangezogenen außerneutestamentlichen Schriften sei der Leser auf „Neutestamentliche Apokryphen“ in Verbindung mit Sachgelehrten in deutscher Übersetzung und mit Einleitungen herausgegeben von E. Hennecke 1904 verwiesen.